DIE KUNST ANSTÄNDIG ZU SEIN

DIE KUNST ANSTÄNDIG ZU SEIN

VON ARKAS

1936

VERLAGSANSTALT BENZIGER & CO. AG. / EINSIEDELN

MUZEUM PRZEMYSŁU 7
Nr. Inw. 4425

Umschlag- und Einbandentwurf von Friedrich Kremer
Copyright 1936 by Verlagsanstalt Benziger & Co. AG. Einsiedeln (Schweiz)
Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten

EINLEITUNG

Die Kunst, anständig zu sein, unterscheidet sich von den übrigen Künsten nicht wenig schon durch einen kleinen Umstand. Es will zuerst nachgewiesen werden, daß sie überhaupt besteht. Nicht freilich in dem Sinne, als läge der Begriff des Anstandes hinter uns, wie etwa das Zeitalter der Krinoline, sondern ernstlich und nachdrücklich in dem Sinne, daß ein Allgemeinbegriff «Anstand» einen anderen Begriff «Gesellschaft» vorauszusetzen scheint, der in dieser vorgeschrittenen ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein wenig fragwürdig geworden ist.

Der englische Begriff des «gentleman» und der etwa gleichzeitige, aber beträchtlich blassere französische des «honnête homme» hatten beide ihren Platz in ausgesprochenen Ständestaaten. Von diesem Platz aus haben sie als Maßstäbe in der Entwicklung des gesellschaftlichen Denkens richtunggebend gewirkt. Italien war mit dem «cortegiano» vorangegangen, aber seine Wirkung zersplitterte an der Vielheit der Kulturzentren des Landes, die den verschiedenen Ständen hier diese und dort jene Rolle in der Gesellschaftsbildung zuwies. Ähnlich erging es in Deutschland, wo gleiche Gründe den Aufbau einer großen Gesellschaft, d. h. einer allgemeingültigen ständischen Ordnung störten. Der Kaufmann in Hamburg und jener in Augsburg war ein Herr großen Lebensstils mit allen Verpflichtungen, die solcher Stil auferlegt; der Kaufmann in

Berlin und jener in München aber war dies von Hause aus nicht und glich in seiner gesellschaftlichen Einordnung mehr dem «marchand» Frankreichs. Und der Adel konnte zu Berlin oder München die gesellschaftlich herrschende Rolle nicht in gleichem Maße erobern wie die politische, sodaß er darin vor seinen französischen Standesgenossen vor 1789 einigermaßen zurückblieb. Nur in den Erblanden der Habsburger hat sich auf deutschem Boden eine Gesellschaft bilden können, deren Gliederung jener von England und Frankreich bei allen in Landschaft und Volk gegebenen Unterschieden einigermaßen entsprach. Hier gab es eine wirkliche gesellschaftliche Schicht, die sich Aristokratie nennen konnte, hier gab es einen Klerus und einen Prälatenstand, der, allen Bevölkerungsschichten sich öffnend, seinerseits eine formenbildende Kraft besaß; auch der Akademiker und der Kaufmann hatten ihre eigene Lebensschicht, die zwar für jenen nicht mit der in Frankreich, für diesen nicht mit der in England gültigen vergleichbar war, aber immerhin eine Einordnung bedeutete.

Darauf aber allein kommt es bei der Gesellschaftsbildung an, ohne die das soziologische Moment, das im Begriff des Anstands steckt, nicht zur vollen Entfaltung kommen kann. Was wir heute noch als den Charme — es gibt kein den Begriff deckendes deutsches Wort dafür — der österreichischen Lebensform empfinden, und was sie der westeuropäischen so ähnlich macht, daß wir sie von der gesamtdeut-

schen Lebensform als eine besondere Spielart unterscheiden, das ist eben das Erbe ständegeschichtlicher Entwicklung.

Nun ist freilich der Anstand, über den die folgenden Seiten sich mit ihren Lesern unterhalten möchten, weder wesentlich, geschweige denn ausschließlich eine soziologische Angelegenheit. Es ist zuerst das im Innern eines Einzelmenschen wohnende Ergebnis von Selbstzucht, auf das die gesellschaftlichen Formen nur jenen Einfluß haben, den Erziehung und Umgang auf die Bildung eines Charakters haben, d. h. sehr viel Einfluß, wenn ein prägbarer Charakter da ist, und gar keinen, wenn er nicht da ist. In Ländern ältester Kultur, wo die Jahrhunderte vor dem Kulturumsturz, den ihnen Europas Machtausdehnung bescherte, den gesellschaftlichen Aufbau auf die höchste Spitze trieben, wie etwa im alten China, aber auch in Japan und Indien, hätte vor diesem Umsturz ein Schriftsteller, der die dann freilich überflüssige Aufgabe übernommen hätte, ein Buch über den Anstand zu schreiben, in diesem Buch geradezu die genaue Form eines Exerzierreglements erreichen können. Im heutigen Europa aber scheint dies wohl in keinem Lande mehr möglich. Wo eine Gesellschaft mit allgemeingültigen, den Einzelmenschen erziehenden Lebensformen bestand, ist sie in voller Auflösung begriffen. Galsworthys bewunderungswürdige englische Romane scheinen nicht mehr ihr Tageslicht, sondern ihre Abendröte zu schildern und sind sich dessen

auch mit leiser Melancholie bewußt. Und wenn unsere Kino-Dramen sich entweder in das Gebiet der Geschichte flüchten oder sich gezwungen sehen, nach mehr oder weniger asozialen Themen zu greifen, so stellt dies nur eine Vergröberung der Entwicklung dar, die sich in der Literatur aller europäischen Länder verfolgen läßt. Tolstois Romane könnten heute nicht mehr geschrieben werden, von Balzacs Menschlicher Komödie gar nicht zu reden.

Wäre nun mit dem Schwinden der Gesellschaft ihr vornehmstes Erzeugnis, der Anstand, wie es nach diesen Ausführungen zunächst den Anschein haben könnte, wirklich und ernstlich gefährdet, so bestünde zu diesem Buche bestimmt kein Anlaß mehr. Die Feststellung allein würde eine Grabrede bedeuten, die weiter anzuhören kein Verfasser seinen Lesern zumuten könnte. Aber so ist es eben doch nicht. Der Anstand ist eine seelische Haltung, die ihre Gesetze aus dem Gebiete der Ethik erhält. Der Zerfall der Gesellschaft bedroht nur einen ihrer besten Erzieher, aber niemals sie selbst.

Nun wird ein Buch niemals den Anspruch erheben können, solchen Erzieher irgendwie zu ersetzen. Wollte es gar ein Lehrbuch sein, was meine Schrift mit allem Nachdruck von vornherein zurückweisen möchte, so würde wohl ein ziemlich uneigenständiges Gebilde entstehen, das sich an eine allgemeine Regelung anlehnen müßte. Jeder Anspruch des Schreibers dieser Seiten, seinen Lesern lehrhaft Dinge zu offenbaren, von denen er anzunehmen die Dreistig-

keit hätte, daß er sie besser beherrsche als andere, fehlt ihm so völlig, daß er als einziges Ziel dieses kleinen Buches betrachtet, sich mit seinen Lesern über etwas zu unterhalten, was ihm der Unterhaltung wert erscheint. Anstand ist immer Selbstbeherrschung und Selbstüberwindung. Wenn mit der Gesellschaft deren bester Lehrmeister stirbt, so ist es vielleicht nicht unnütz, wenn der Einzelne sich eingehender mit den Werten vertraut macht, die er sich nun selbst anzueignen hat, um in sich jene ausgeglichene Harmonie der Persönlichkeit zu pflegen, deren Fehlen den «anständigen» Menschen wie ein physisches Übel bedrücken muß.

Daß der Titel dieses Buches hier von einer «Kunst» spricht, bedarf auch noch einiger erklärender Worte. Wir sprechen von Kunst, wenn es sich um ein Können handelt, von dem nur die Fertigkeiten, niemals aber der Geist durch Lehre vermittelt werden können. So mag man beim Anstand wohl von seiner Denkweise sprechen, die mit den Fertigkeiten der Kunst auf eine Stufe gestellt werden dürfte. Gelernt aber kann der Anstand in seinem innersten Wesen genau so wenig werden wie etwa das musikalische Gehör. Wer dieses Buch öffnet, ohne sich über diese Grundvoraussetzung des Anstandes völlig im klaren zu sein, dem wird es ganz bestimmt zu wenigen Dingen nützlich sein. Für den Anstand, von dem diese Seiten handeln, ist die Frage, ob jemand einen Fisch mit dem Messer

ißt, so unwesentlich, daß wohl nur eine übertriebene Angst vor Mißverständnissen mich dazu bewegen kann, sie auch nur zu erwähnen. Auch die andere, diesem oder jenem vielleicht wesentlicher dünkende Frage nach der größeren oder geringeren Kürze eines Badekostüms mag zwar gelegentlich wegen ihrer immerhin beträchtlich größeren Bedeutung gestreift werden müssen, aber entschieden wird sie in diesen Aufzeichnungen nicht.

Denn dieser Blätter Aufgabe erblickt der Verfasser in der Abgrenzung des Begriffes Anstand gegenüber anderen Vorschriften und Regelungen der menschlichen Seelenhaltung, wie sie im Übernatürlichen in der Religion und im Menschlich-geistigen in der Sitte gegeben ist. Dann wird sich wohl die Versuchung einstellen, vom Verhältnis des Anstandes zu seinem größten Gegner, dem Gelde, zu sprechen; und wenn es mir auch ferne liegen wird, das klassische Werk des Freiherrn Knigge «Über den Umgang mit den Menschen» gewissermaßen neu darzustellen, so wird dieses Buch doch nicht vermeiden können, diesen Umgang von jener Seite her zu betrachten, von der der Anstand ihn sieht. Es wird sich auch der Frage nicht verschließen, die dem Anstand als seine größte Versuchung sowohl, wie als seine größte Bewährung vorgelegt wird: im Umgang mit der Frau. Wenn es mir aber gelingen sollte, als Synthese all dieser Außenbeziehungen ein Bild des anständigen Menschen zu geben, so wird mir nur die Hoffnung bleiben, daß auch der Leser

die Genugtuung empfinden möge, die ein solcher Versuch dem Schreiber gewährt.

Wer aber die Behandlung dieser Dinge für allzu anspruchsvoll und anmaßend anzusehen geneigt ist, als daß irgend jemand wagen könnte, sich schließlich doch so als halber Lehrmeister hinzustellen, den möchte ich endlich daran erinnern, daß auch Theodor Steingräber, als er unter dem Decknamen Gustav Damm seine berühmte «Klavierschule» schrieb, sich bestimmt bewußt war, weniger zu können als etwa Franz Liszt, der keine schrieb.

ERSTER ABSCHNITT

DIE WELT DES ANSTANDES UND IHRE GRENZEN

ERSTES KAPITEL

ANSTAND — EIN DIESSEITS-WERT

Es ist nicht möglich, das Verhältnis zu betrachten, in dem der Anstand zur religiösen Forderung, zu Sitte und zu Gesetz, steht, ohne zunächst das herauszuheben, wodurch er sich davon unterscheidet. Das ist vor allem seine völlige Zwecklosigkeit. Von einem großen zeitgenössischen Maler stammt der gewollt paradoxe Ausspruch, am Ende sei es doch immer am gescheitesten, anständig zu sein, worauf ein ebenso bedeutender Kunstgenosse erstaunt erwiderte, er habe geglaubt, man sei anständig aus Instinkt — also ohne bewußten Zweck. Folgen wir den Gesetzen der Religion, so geschieht das aus Gründen, deren Quelle außerhalb von uns liegt, mag noch so sehr die Erkenntnis Gottes solchem Tun den selbstverständlichen und halb instinktiven Charakter geben, der alles kennzeichnet, was nicht in der Überlegung, sondern in der Überzeugung seinen Ursprung hat. Die erste Forderung des Katechismus, zu leben, um «Gott zu lieben, ihm zu dienen und dadurch selig zu werden», gibt dem Gehorsam Gott gegenüber einen Zweck und einen Sinn, für welche die Forderungen des Anstandes von außen her keine Parallele aufweisen. Denn die Auffassung, daß der Anstand auf die Dauer die gescheiteste Haltung sei, mag richtig sein oder nicht: überall, wo sie als Begründung der anstän-

digen Haltung auftaucht, zerstört sie das Wesen des Anstandes.

Die Versuchung liegt ohne Zweifel nahe, in dieser Eigenständigkeit des Anstandes und in dieser seiner Unabhängigkeit von allen praktischen Erwägungen einen ethischen Vorzug gegenüber der religiösen Gebundenheit zu sehen, den gleichen, den man jeder unbezahlten Handlung gegenüber einer bezahlten zuzubilligen gewohnt ist. Wir wissen, wie sehr diese Betrachtung den allen religiösen Gedankengängen fernstehenden, ja sogar unzugänglichen Menschen, deren anständige Gesinnung jene von frommen und gläubigen Christen oft zu übertreffen scheint, zu einer Minderwertung des Christentums und überhaupt jeglicher Religion verleitet hat. Ist nicht, so scheint es, eine Religion überflüssig, wenn der ethisch untadelhafte Mensch nicht nur außerhalb ihres Bereiches gedeiht, sondern nach unleugbaren Gesetzen des Ethos als der Edlere zu gelten hat — eben weil seine Haltung durch keine erhoffte Belohnung bestimmt ist?

Es ist wichtig, hier von vornherein die nötige Klarheit zu schaffen. Der Anstand ist ein so ungemein hohes Gut in der Begründung der menschlichen Gedanken und Taten, daß es schon aus Achtung vor ihm nötig ist, die Grenzen seiner Geltung zu ziehen. Und was nun die Religion betrifft, so gehört sie so sehr einer ganz anderen Kategorie an, daß es Verwirrung und damit das Gegenteil von Klarheit bedeuten würde, wollte man die augen-

scheinliche Tatsache der ethischen Leistung, die der Anstand im Menschen vollbringt, zum Maßstab seiner Beziehung zur Religion machen.

Die Erziehung zu Selbstzucht und Opferbereitschaft, die der Anstand vollbringt, ist zugleich sein innerstes Wesen. Sie ist aber beileibe weder das Wesen noch das Ziel der Religion. Denn es wäre wahrhaftig und im wörtlichsten Sinn eine gottverlassene Auffassung, wollte man in der Religion nichts anderes erblicken als ein Erziehungsinstitut zur Zähmung der Menschheit. Der Mittelpunkt jeder Religion liegt im Göttlichen. Daß die Erkenntnis Gottes, seiner Eigenschaften und seiner Gesetze die Menschen formt, ist eine Nebenfrucht dieser Erkenntnis, nicht ihr Ziel. Diese Formung ist von jener, die der Anstand gibt, eine grundverschiedene. Der Abstand zwischen beiden ist der unendliche Abstand zwischen Diesseits und Jenseits. Für den anständigen Menschen ist das Diesseits der Bereich seiner Höchstleistung. In der Betrachtung aber, die Gott in ihren Mittelpunkt stellt, gelten andere Werte, das heißt — um es genauer zu sagen — in dieser Betrachtung gilt nur ein Wert: der ewige und allmächtige Gott. In den Strahlen seiner Erkenntnis, in der Einsamkeit dieses «Du und Ich», auf der Brücke der Anbetung zwischen Geschöpf und Schöpfer ist kein Platz für die diesseitige Bewertung des Anstandes; dessen Regeln gehen unter, seine Selbstzucht, seine Opferbereitschaft, alles, was ihn groß und schön und edel macht, verlieren jeden Eigenwert und behalten

nur den (freilich oft sehr großen), den sie in der Welt der göttlichen Ordnung haben. Nur wer die Religion, die Bindung des Menschen an Gott, nicht anders ansehen zu können verdammt ist, als in der Hoffnung auf Belohnung und in der Furcht vor Strafe, wer also in der Betrachtung der Gott-Mensch-Beziehung in der Primitivität der Kinderstube beschränkt bleibt, wird in den Irrtum verfallen können, die seelische Haltung, die wir Anstand nennen, mit jener zu vergleichen, die sich aus der religiösen Bindung ergibt. Für ihn allein, dem Lohn und Strafe die ihm erkennbare Quintessenz der Religion bleibt, der seine Maßstäbe also nur aus der Erziehungssphäre nimmt, ergibt sich für den Anstand eine Art von höherem Ethos. Gebunden in seiner ausschließlich diesseitigen Weltauffassung, gebunden an einen imaginären Erziehungszweck, den er der Religion als ihren tiefsten Sinn unterschiebt, wird er zu der irrtümlichen Folgerung kommen, daß eine Menschheit, die den Anstand als ihren kategorischen Imperativ betrachtet, über die Religion hinausgewachsen sei und ihrer also gewissermaßen nicht mehr bedürfe.

Je mehr dieses Buch über die Kunst, anständig zu sein, von dem Willen diktiert wird, Wert und Eigenart dieser seelischen Haltung aufzuweisen, um so dringender ist es nötig, an seinem Anfang den ausschließlich diesseitigen Charakter beider zu betonen. Da aber in der Selbstzucht und Opferbereitschaft, die den Kern des Anstandes ausmachen,

ethische Elemente enthalten sind, die, wenn sie auf Gott bezogen werden, auch religiöse Werte umschließen, deren Ethos nur durch die ganz peripheren Begriffe von Lohn und Strafe beeinträchtigt werden könnte, so hat der anständige Mensch auch in der religiösen Welt seinen Platz. Wäre es anders, wäre zwischen dem anständigen und dem religiösen Menschen die gleiche unübersteigbare Kluft, die zwischen der rein diesseitigen und der auch jenseitigen Möglichkeit seiner Formung besteht, so würde der Gottgedanke, so scheint es uns, einer seiner sichtbarsten Klammern in der Menschheit entbehren, indem dann das natürliche Denken der Menschen zu Zielen führen würde, die Gottes Schöpferwillen widersprächen.

Die Tatsache nun, daß der Anstand dem sein Leben auf Gott beziehenden religiösen Menschen und dem zu solcher Beziehung noch nicht gelangten oder sie vielleicht bewußt ablehnenden Menschen gemeinsam sein kann, ist — so bedeutungslos, ja sogar irreführend sie vom religiösen Standpunkt aus sein mag — in der gesellschaftlichen Welt, in die der Anstand gehört, von der allergrößten Wichtigkeit. Wenn es anders wäre, dann würde die Kluft zwischen dem diesseitsbeschränkten und dem jenseitsgerichteten Menschen so groß sein, daß die Entstehung einer christlichen Kultur des Abendlandes kaum denkbar gewesen wäre. Es gehört nicht zum Gegenstand dieses Buches, zu untersuchen, ob die nur durch diese Kultur mögliche Durchtränkung

des ganzen Lebens mit dem christlichen Gedanken — der schließlich der Vater aller karitativen und sozialen Errungenschaften auch unserer so gottfern sich gebenden Zeit ist — der Reinheit dieses Gedankens so förderlich war wie seiner Verbreitung. Der Anstand, wiewohl er kein ausschließliches Kennzeichen des Christentums ist (schon die Kreuzfahrer sahen ihn staunend auch im Besitz ihrer islamitischen Gegner), hat von der christlichen Seite her Gedanken und Richtlinien übernommen, die für seine Welt wesentlich wurden. Ob ich ein Hospital gründe, weil mir ein solcher Akt der Nächstenliebe durch das göttliche Gebot aufgetragen erscheint, oder ob ich ein Hospital gründe, weil Jahrhunderte christlichen Seins selbst dem dem Christentum Entwöhnten die Nächstenliebe zum wesentlichen Bestandteil eines ganz instinktiven Anstandes machten: das Hospital steht da mit allem Segen, den es zu spenden imstande ist, und die im Evangelium (und nur dort) zu findende Lehre des barmherzigen Samariters hat eine neue Verwirklichung gefunden.

Dennoch ist es so, daß, um in unserer abendländischen Welt zu bleiben, weder der Anstand alle Christen umfaßt, noch das Christentum die ganze unsichtbare Gemeinde der anständigen Menschen. Nur daß sich beide Gemeinschaften durchdringen, ist im irdischen Bereich der Kulturentwicklung das Wichtige. Da die Pflichten gegen Gott jene gegen die Menschen um ein Unendliches übersteigen, so gibt es kein religiöses Gebot irgendeiner Art, dessen

Befolgung dem Anstand widerspräche. Nur gibt es sehr viele Gebote dieser Art, die nicht zugleich Gebote des Anstands sind. Sich das rechte Auge auszureißen, weil es einem Ärgernis gibt, ist ein, soweit ich erkennen kann, freilich nicht sonderlich häufig befolgtes Gebot des Evangeliums, ohne dadurch schon ein Gebot des Anstands zu sein. Aber unmöglich wäre die Behauptung, daß, wer es befolgt, den Anstand verletze.

Andrerseits kann es freilich nicht ausbleiben, daß der ganz im Diesseitigen verankerte Begriff des Anstandes an Handlungen Anstoß nimmt, sie beanstandet, die aus rein religiösen Motiven entspringen. Das weltgeschichtliche Beispiel ist die Inquisition, deren Methoden mit dem Maßstab des Anstands gemessen als ungeheuerlich angesehen werden müssen, als jedem Gedanken der Nächstenliebe ins Gesicht schlagend und damit der Lehre Christi so sichtbar widersprechend, wie es nur Werke des Teufels sein können. Wenn irgendwo, so offenbart sich hier die Scheu des Anstandes, sich von der religiösen Wertung zu trennen, indem er eben die im Namen der Religion begangene Tat als irreligiös und gegen die Religion gerichtet bezeichnet, um sie verurteilen zu können. Dabei wird man sich freilich auch um die Frage kümmern müssen, ob die Inquisitoren, in deren christlichem Weltbild ja dem Tod kein extremer Platz zukam, contra torrentem den Pflichten folgten oder nicht, die sie sich durch die Seelsorge auferlegt

glaubten. Denn daß der schauerlichste Tod, gemessen an der Gefahr des Verlustes anvertrauter Seelen das unvergleichlich kleinere Übel sei, dies zu glauben wird jeder, wie auch immer gearteten Jenseitsvorstellung selbstverständlich vorkommen.

Noch an einer anderen, freilich gerade umgekehrt liegenden Frage läßt sich die Achtung verfolgen, mit welcher der mit dem Ehrbegriff innigst vermählte Anstand sich bemühte, seine Forderungen mit den Geboten der Religion in Einklang zu bringen, in der Frage des Zweikampfes. War er in der Frage der Inquisition gegen den Mord, so war er hier irgendwie dafür. Leugnete er dort den Primat des Seelenheils vor dem Menschenleben, so betonte er hier den Primat der Ehre, das heißt, eines ethischen Lebenswertes, den das Evangelium zwar nicht kennt, der ihm aber an sich so wenig widerspricht, daß er mit seinen an den Edelsinn gerichteten Forderungen sehr wohl seinen Platz auch in der christlichen Welt finden konnte und fand.

Der Ausweg, den der Anstand fand, um Gott in diese schließlich mit seinem fünften Gebot nicht ganz vereinbare Angelegenheit des Zweikampfes hereinzuziehen, ist bezeichnend genug und bezeugt, wie unmöglich es für den Anstand aller Zeiten war, die Hand offenkundig gegen Gott zu erheben. Man machte ideell aus dem Zweikampf ein Gottesgericht, in dem schließlich nicht der besser Fechtende den Schwächeren tötete, sondern der Herr über Leben und Tod gebeten wurde, diese Tötung nicht als Tat

des Siegers, sondern als seine Entscheidung zu betrachten. Die Urgewalt des Ehrbegriffes war groß genug, um diese Fiktion auch dann noch aufrechtzuerhalten, nachdem die Kirche längst von ihr abgerückt war und den Zweikampf mit den strengsten Verboten verfolgte. Es gibt dafür kaum ein sprechenderes Zeugnis als die in Stein gegrabenen achtspitzigen Kreuze, die allenthalben auf Malta jene Stellen bezeichnen, wo ein Ritter des Malteserordens im 16., im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert im Zweikampf fiel. Nicht etwa ein sich von allen religiösen Bindungen frei dünkender Freidenker, sondern das gläubige, durch Gelübde gebundene Mitglied eines vollwertigen Ordens der katholischen Kirche, eines Ordens, den Nächstenliebe und Achtung vor dem Menschenleben begründet und in der mittelalterlichen Geschichte der Krankenfürsorge an eine der ersten Stellen gerückt hatte.

Es bedarf wohl keiner Betonung, daß das Herausgreifen zweier Beispiele des Widerspruchs deren Zahl nicht erschöpft. Ich habe beide ob ihrer Deutlichkeit herausgesucht, dabei freilich in Kauf nehmen müssen, daß beide entweder der Vergangenheit angehören oder im Begriffe sind, es zu tun. Weder gibt es heute in der ganzen Christenheit und in der ganzen Hierarchie der Kirche jemanden, der von der grausamen Härte der Inquisition noch etwas wissen möchte, noch scheint der Gedanke sehr lebendig, daß gerade der Zweikampf ein geeignetes Mittel sei, die Ehre zu wahren. Das Beispiel der

angelsächsischen Welt, die dieses Mittel ablehnt, beginnt auch auf dem europäischen Festland Früchte zu tragen. Was mir wichtig erschien, war einerseits die Aufzeigung der Möglichkeit dieses Widerspruchs zwischen der Denkweise der Religion und jener des Anstandes, andrerseits der Nachweis der dem Anstand innewohnenden Tendenz, auch seine Denkweise religiös zu begründen, so als sei er sich bewußt, daß er jede Geltung verlieren würde und nicht mehr «Anstand» wäre, wenn er diesen Anschluß versäumte.

Dabei brachte uns ein Wort den Schlüssel: für die Religion gilt unter allen Umständen der Primat des Seelenheils, also eines rein jenseitigen Wertes, für den Anstand der Primat der Ehre, also eines Wertes, auf den jeder bereit ist, alle Superlative der Geltung anzuwenden, den aber als jenseitigen Wert zu bezeichnen schlechterdings unmöglich ist. Solange man von Religion spricht, hat in ihr nur die Ehre Gottes eine Bedeutung, die der Menschen aber wirklich und wahrhaftig keine. Es ist hier bedeutungsvoll, was die heilige Theresia von Avila an einer Stelle schreibt: «Damit die Verfolgungen und Beleidigungen der Seele Nutzen bringen, ist es gut zu betrachten, daß dieselben, ehe ich sie erleide, Gott zugefügt werden; denn bevor der Schlag auf mich fällt, wurde er schon der göttlichen Majestät durch die Sünde versetzt.» Man kann nicht behaupten, daß dieser Standpunkt eines Mitgliedes des Ordens vom Berge Karmel durchaus identisch sei

mit der erwähnten Zweikampffreudigkeit der Mitglieder des Malteserordens, aber man wird nicht leugnen können, daß es der religiöse, gottgebundene Standpunkt in seiner reinsten Form ist. Er weist dem Vergeltungsbedürfnis für eine private Beleidigung die schier etwas komische Rolle eines Privatklägers an, der sich einem Majestätsbeleidigungsprozeß anschließen möchte, mit der etwas zudringlichen Behauptung «Mich hat er auch beleidigt.»

Andrerseits ist es klar, daß zwischen der Welt der Religion und jener des Anstands eine weitgehende und sehr wichtige Gemeinsamkeit besteht, die es, wie wir schon oben sahen, verhindert, daß beide Welten jemals wirklich feindliche Welten werden. Beide stellen an den Menschen Forderungen, deren Erfüllung contra naturam, gegen das eigene und persönliche Interesse geht, also Forderungen sittlicher Art. Daß die Religion sie von außen hereinträgt, der Anstand sie von innen stellt, ist wichtig, aber in dieser Betrachtung nicht das Entscheidende. Wir haben schon nachdrücklich betont, daß die Erziehung des Menschen aus der Hemmungslosigkeit der Natur und ihrer auf Geld, Macht und Genuß gerichteten Triebe zu einem gesitteten Wege nicht das Ziel der Religion ist. Aber es ist gewissermaßen das selbstverständliche Nebenprodukt jedes Wissens um das Dasein Gottes, ein Nebenprodukt, das um so weniger der Begriffe von Lohn und Strafe bedarf, je klarer dieses Wissen ist. Der wahre Christ folgt dem göttlichen Gebot um seiner selbst willen,

und ganz bestimmt nicht darum, weil die Nichtbefolgung Strafe zu gewärtigen hätte. Seine seelische Haltung ist daher die gleiche wie jene des Anstands, dem die sittliche Forderung der Ehre die Gebote gibt. Ist die Verschiedenheit des Gebietenden das Trennende, so ist die Gemeinsamkeit der Unterwerfung das Einigende beider Welten.

ZWEITES KAPITEL

ANSTAND UND SITTE

Viel einfacher als die Beziehungen, die den Anstand mit der Welt des religiösen Denkens verknüpfen, sind jene zur Welt der Sitte und der von dieser nicht zu trennenden Sittlichkeit. Der Sprachgebrauch, der die Worte «sittlich» und «anständig» und noch ein wenig deutlicher die Worte «unsittlich» und «unanständig» beinahe im gleichen Sinn verwenden möchte, verrät die Verwandtschaft der Begriffe. Sie nimmt nicht wunder. In den drei Geltungskreisen des Blaise Pascal, dem der Macht, dem des Geistes im Diesseits und dem der Religion im Jenseits, gehören Anstand und Sitte so eindeutig jenem des Geistes an, daß man hier das eigentliche Gebiet erkennt, in dem die Herrschaft des Anstandes eine legitime ist.

Es scheint beinahe unmöglich, seinen Bereich vom Bereich der Sitte zu trennen, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, daß Anstand eine im Grunde un-

veränderliche seelische Haltung bedeutet, die Sitte aber eine veränderliche Ausdrucksform ist. Aber kann man hier die Grenzen deutlich machen? Die in ihrem Reichtum übermütig gewordenen burgundischen Niederlande des 15. Jahrhunderts, die sich in grotesken Stiftungen von Ritterorden gefielen (ihrer vornehmsten, jener des «Goldenen Vlieses», wird bekanntlich ähnlich wie dem Hosenbandorden Englands auch ein ziemlich galanter Ursprung nachgesagt) — diese Niederlande also, in denen das ganze Abendland das Muster ritterlichen Lebens erblickte, sahen in dieser Zeit einen Ritterorden von freilich kurzer Lebensdauer entstehen, dessen Ordensregel bestimmte, daß, wenn ein Ritter den anderen besuchte, beide ihre Frauen zu tauschen hätten. Die Sitte, wenn anders ein solch «weitherziges» Gedankensystem diesen guten Namen noch verdient, scheint eine solche Ordensgründung jedenfalls in dem Sinne ermöglicht zu haben, daß die Geschichte nicht von ihrer sofortigen strafrechtlichen Unterdrückung berichtet. Da diese Gründung in eine Menschenklasse fällt, der man das Gefühl für Anstand wenigstens insofern zusprechen möchte, weil ihr ein starkes und empfindliches Gefühl für Ehre eigen war, so geraten wir hier nicht wenig in Verlegenheit. Es ist uns schlechterdings nicht möglich, der unveränderlichen seelischen Haltung des Anstandes zu gestatten, dies innerhalb seiner Grenzen zu erlauben. Hier haben wir wirklich das Gefühl, daß, wenn dies jemals als anständig galt, ein Buch

über die Kunst des Anstands nicht möglich, dagegen ein solches über seine Geschichte dringend erwünscht wäre. Wie die bildende Kunst eine Formenverschiedenheit kennt, die wir ihre Stile nennen, so könnten wir allenfalls solches auch dem Anstand zubilligen — und es ist sogar vielleicht verlockend, als diese Stile des Anstands die Sitten zu bezeichnen —; aber solange Eid Eid und mithin Ehe Ehe ist, wird man niemals in dieser ihrer schamlosen, aber durch Ordenssatzung anbefohlenen Verneinung etwas erblicken können, was Anstand genannt werden dürfte. Wenn Dante bei aller Strenge seines Urteils der unglücklichen Francesca da Rimini, die der Mordstahl des Gatten im Ehebruch mit dessen Stiefbruder traf, zweifellos die Sympathie zum mindesten des Mitleides entgegenbringt, so wird der Anstand aller Zeiten sehr, sehr fern davon sein, ihn darob zu tadeln, wie es überhaupt in vielen Dingen sein Vorrecht ist, duldsamer zu sein als das Gesetz. Bei unsern burgundischen Rittern aber hat entweder die Duldsamkeit oder der Anstand ein Ende. Man mag sagen, daß eben die Zeit sittenlos war — kommt man dann aber nicht zum Paradox einer stillosen Kunst? Gibt es eine Sitte, die sittenlos ist? Oder tut sich hier nicht doch zwischen der zeitlosen Welt des Anstands und der zeitgebundenen der Sitte eine Kluft auf, die Beachtung verlangt?

Die Geschichte hat den infamen Orden schnell wieder aus ihren Wirklichkeiten gestrichen. Wir

können annehmen, daß ihm außer seinen sittenlosen Gründern kaum neue Mitglieder angehörten, hoffend, daß das Anstandsgefühl selbst dieser in den hohen Gesellschaftskreisen ganz gottfernen Zeit über diese verkommenen Gestalten ein Verdikt aussprach, wenn die Überlieferung uns auch nichts davon berichtet. Aber um das Wesen des Anstands kennenzulernen, ist es ganz nützlich, hier ein Phantasieexperiment zu machen. Es ist kein Zweifel, daß der Geist der Zeit die Ordenssatzung erlaubte. Denken wir uns einmal, daß die Sitte die Satzung auch übernommen hätte, so wie etwa die Mode, auf deren Eigengesetzlichkeit wir noch zu sprechen kommen werden, im Laufe ihrer langen Geschichte vieles in die Sitte übernahm, was seinem Ursprung nach ähnlich ärgerniserregend war. Wie hätte sich dann der Anstand verhalten? Hätte er es als Sitte übernommen und gebilligt? Oder wäre es nicht immer gegen sein innerstes Wesen gegangen? Wir müssen natürlich das ewige göttliche Gesetz aus dem Spiele lassen, das, einer anderen Welt angehörend, in dem oben betrachteten Fall des Zweikampfes sich schwer genug tat, sich langsam durchzusetzen. Genau so schwer wäre es ihm vielleicht gefallen, sich allgemein zur Geltung zu bringen, wenn die genannte Ordenssatzung als Sitte Gültigkeit bekommen hätte. Daß sie es trotz ihrer den niederen Instinkten entgegenkommenden Laszivität nicht tat, ist zweifellos dem ehrbewußten Selbstzuchtwillen zu verdanken, der das Wesen des Anstandes ist. Ihm schlug dieser

MUZEUM W PRZEMYŚLU

abenteuerliche Sittenverfall ins Gesicht; denn er ging gegen die Ehre. Gegen die Ehre des gegebenen Wortes und gegen die Ehre der Frau, deren Preisgabe er verlangte. Entsprach der Zweikampf im Grund gedanklich dem Anstand, auch wenn wir für die Idee der mit Blut rein zu waschenden Ehre vielleicht nicht mehr das gleiche Verständnis haben wie eine andersdenkende Zeit, so widersprach hier dem Anstand schlechterdings alles. So optimistisch es wäre zu behaupten, daß der Anstand immer und zu allen Zeiten genügt habe, die Heiligkeit der Ehe zu schützen, diese Form ihrer Vernichtung, die Form des Zwangs zum Ehebruch, hat er ihr erspart, weil sie gegen die Ehre ging. Daß uns dies heute selbstverständlich erscheint, ist wie jede sogenannte «Selbstverständlichkeit» keine Dispens dafür, einmal darüber nachzudenken.

Die Sitte ist ein den Anstürmen der menschlichen Leidenschaften ausgesetztes, zeitgebundenes Gebilde, unter denen die Triebe die erste Stelle einnehmen. In ihrer Welt kommt dem Anstand die Rolle eines großen und wertvollen Erziehers zu, dessen Gebot und Urteil auch dort sich zwingend Gehör verschafft, wo das Gebot Gottes stumm und sein Urteil so unermeßlich fern erscheint. Der Rolle des Anstandes in dieser diesseitigen Welt und seinem Verdienst um die Erhaltung des menschlichen Gesellschaftslebens kann kein größerer Ruhmeskranz gewunden werden.

Diese Erzieherrolle, in der ohne weiteres eine den

natürlichen Ablauf der Dinge regelnde und hemmende Fähigkeit enthalten zu sein scheint, verrät mit diesem «contra naturam» eine spätere Entstehung. Und es ist sicher nicht müßig, die Frage wenigstens aufzuwerfen, aus welcher Quelle sie kam. Wenn der Ausspruch wahr ist, daß im Innersten eines jeden, auch des edelsten Menschen, verbrecherische Instinkte ruhen, deren sich jeder in stillen Stunden mit mehr oder weniger Schrecken bewußt werden kann, so bezeichnen wir mit Anstand die Widerstandskraft des Menschen gegen diese Instinkte. Wir sprechen von einem natürlichen Anstand und sind bereit, sein Vorhandensein ebenso anzunehmen wie etwa die erstaunliche Tatsache, daß jedes wilde Tier in seinen Bewegungen ungleich mehr Grazie zeigt als das gezähmte. Nach dem «Woher» zu fragen, rührt dann freilich an die Schöpfungsfrage. Die Kunst des Anstandes, von der dieses Buch handeln will, bestünde dann in der Wacherhaltung des natürlichen Anstands gegenüber den Gefahren der Kultur und der Zivilisation, ein Wacherhalten, das mehr oder weniger bestimmter Anstrengungen bedarf und das seinen Maßstab von einer bestimmten abstrakten Vorstellung nimmt, um überhaupt sinnvoll in Tätigkeit treten zu können. In dieser den primitiven Zeiten fremden, weil unnötigen Vorstellung haben wir wohl jenes gedankliche Gut zu erblicken, das wir die Ehre nennen.

Vielleicht darf diese Betrachtungsweise als aufschlußreich genug geschätzt werden, um noch kurz

bei ihr zu verweilen. Sie setzt vier Menschheitsstufen voraus. Den ursprünglichen Wilden, der im Lebenskampf schlechterdings alle Griffe anwendet, um ihn erfolgreich zu gestalten. Zweitens den Menschen des natürlichen Anstands, der erkannte, daß die Ungezähmtheit der Triebe das notwendige Gesellschaftsleben unmöglich macht, und der sich deshalb heiligen Regeln unterwirft, als deren mächtigste sich die Regel der Gastfreundschaft dem Gedächtnis der Menschen eingeprägt hat: «Der Kanadier, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte.» In die natürlichen Lebensverhältnisse dieser beiden Typen kommt mit dem Anwachsen der Menschheit die Kultur und bringt die Schwierigkeiten des Lebenskampfes wieder zum Anschwellen durch die Verengerung des Lebensraumes. Das Anschwellen dieser Schwierigkeiten vergrößert die Versuchungen, die sich an die wilden Urinstinkte der Menschen richten. Die Kultur gefährdet das gesellschaftliche Zusammenleben, auf das jeder Mensch in ihr aber noch viel mehr angewiesen ist als in der Urzeit. Und nun entsteht zur Sicherung dieses Zusammenlebens zunächst in jenen Schichten, die sich dafür verantwortlich fühlen, der bewußte Begriff des Anstands, wie das Naturrecht ein ungeschriebenes Gesetz aufstellend, dessen Gesetzgeber die Ehre ist. Der natürliche Anstand wird zur Kunst des Anstandes, die auf jenem aufbaut wie der Gesang auf der Stimme. Diese Kunst ist ohne den natürlichen Anstand nicht denkbar, aber von ihm unterschieden

hauptsächlich durch den neuen Begriff der Ehre. Dies alles vollzieht sich, wie wir sahen, wenn auch nicht außerhalb, so doch getrennt von den Begriffen der Religion und, wie wir sehen werden, gänzlich außerhalb von den Begriffen der Strafgesetze, für die der Einbau der Gesetze der Ehre zu allen Zeiten ein fast unlösbares Problem bedeutet hat. Neben die Strafgerichte des Staates baute sich die Gesellschaft schließlich ihre eigenen Ehrengerichte, als sich in einer vielleicht nicht mehr ganz gesunden Spätzeit als nützlich herausstellte, den Grad der Unterwerfung unter das Anstandsgesetz zu kontrollieren.

Diese Betrachtungsweise widerspricht scheinbar unserer früheren Feststellung, daß der Anstand ein Wert an sich sei, dessen Ethik in seiner Zweck-losigkeit ihren höchsten Ausdruck findet. Denn bei dieser Betrachtung weisen wir ihm ja eben den Zweck zu, im Lebenskampf das Gefüge der menschlichen Gesellschaft zu sichern und aufrechtzuerhalten. Beides ist aber wohl vereinbar. Der anständige Mensch wird nie in seinem Leben daran denken, daß er deshalb anständig ist, um jenes Gefüge zu sichern. Er wird es tatsächlich im innersten Grunde zwecklos sein und so im wahrsten Sinne dieses ethischen Verdienstes teilhaftig werden. Aber wenn die Inschrift auf der Münchner Akademie der Wissenschaften «Rerum cognoscere causas» auch hier auf Berücksichtigung Anspruch erheben darf, so kann dies nur in dem betrachteten Sinne geschehen, daß der An-

stand den wirksamen Versuch darstellt, dem in der Kultur erneut einsetzenden Sturm der Leidenschaften zu steuern und damit dem Zerfall der gesellschaftlichen und sittlichen Ordnung entgegenzuarbeiten.

Und je mehr wir die Gedankenwelt des Anstandes einer Prüfung unterziehen, um so deutlicher wird diese Zielsetzung.

Es ist hier, um die Beschränkung auf diese Zielsetzung klarzumachen, vielleicht der Platz, einen Augenblick bei den Problemen zu verweilen, die von den Beziehungen der Kleidermode zum Anstandsgefühl aufgerollt werden.

Wer in der Vorkriegszeit in der ihrer Verantwortung gegenüber Anstand und Ehre bewußten Welt mit einer Frau tanzte, konnte, wenn er sich auf das Urteil seiner Hände stützen wollte, der Überzeugung leben, daß das, was er zu den Klängen der Musik durch den Saal drehte, ein wohlgeformtes Stück Eichenholz sei. Die geheimnisvolle Konstruktion der weiblichen Kleidung schien in starren Mechanismen sich diese Illusion zum Ziel gesetzt zu haben. Sie strebte in genau der gleichen Gesellschaftsschicht nach dem Kriege anderen Zielen nach. Die Hände berichteten ihren Trägern, daß sie nicht mehr mit einem wohlgeformten Stück Eichenholz, sondern mit einem mehr oder weniger wohlgeformten menschlichen Körper tanzten. Aus Gründe, deren Aufzählung sich dieses Buch wohl ersparen kann, schien dem Anstandsgefühl der Vorkriegsgeneration

jener ganze Bezirk der menschlichen Gesellschaft einigermaßen gefährdet, der als Sittlichkeit in der Tat für das Kernstück der Gesellschaft, das Familienleben, eine ungeheure Bedeutung hat. Durch diese Gefährdung war für diese Generation die neue Art der Kleidung im wahrsten Sinne des Wortes «unanständig». Für die nächste, das heißt für jene Generation, die zumeist die Tänzer stellte, und deren Anstandsbegriff nichts als einen minderwertigen anzusehen berechtigt, war es ein unvorstellbarer, ein geradezu muffiger Gedanke, daß das Wort «unanständig» überhaupt in Betracht gezogen werden konnte. Ohne die Eichenholzreminiszenzen aufgewachsen, kannte sie die Gründe nicht, die in der Eichenholzgeneration das bedrohliche Bild eines Sittenzerfalls heraufbeschworen und den Anstand als gefährdet dargestellt hatten. Für sie war dies eben das Tanzen. Ihr schien gar nichts gefährdet, und es war auch gar nichts gefährdet, während die frühere Generation aus Engeln hätte bestehen müssen, wenn sie das gleiche von sich hätte behaupten können. Der Wegfall der Gefahr für die Gesellschaft und ihre Sittlichkeit ließ Menschen genau der gleichen inneren Seelenhaltung als anständig empfinden, worüber andere gar nicht genug Hände hatten, um sie über dem Kopf zusammenzuschlagen. Und beide waren im Recht, weil in diesen ein Gut bedroht schien und war, was in jenen gar nicht daran dachte, zur Debatte zu stehen.

Wir wollen über die Zielsetzung der Mode nicht

allzu optimistisch denken. Das Wort «reizend», das ein äußerst harmloses Wort ist, kommt immer noch von dem Worte «Reiz», von dem man die gleiche Harmlosigkeit nicht unbedingt behaupten kann. In der Welt des Anstandes ist, wie wir sahen, die Sittlichkeit ein ungemein hohes, mit allen Mitteln zu schützendes Gut. Ihm gegenüber ist der Reiz seinem innersten Wesen nach eine Bedrohung, wie es das Geld für die Ehrlichkeit ist. Und die Mode hat nun einmal nach einem inneren Gesetz, dessen Ursache der eine der Arterhaltung, der andere dem Teufel zuschreiben wird, das Ziel, in ihren reizenden Schöpfungen einen solchen bedrohenden Reiz auszuüben, ja sie zerbricht sich den Kopf, um immer neue zu erfinden. Daher der häufige, den Anstand ein ganz klein wenig kompromittierende Hang, modern mit unanständig und unmodern mit anständig gleichzusetzen. Er hat wirklich einen wahren Kern.

Wir sind hier keine Analytiker. Aus was für Untiefen heraus der Mode plötzlich der Gedanke kam, die Frauen vermännlicht und mit kurzen Haaren auf die Straße zu schicken, mag hier um so lieber unerörtert bleiben, als diese Untiefen wahrscheinlich nicht ganz sauber waren[1]. Und ich möchte beinahe

[1]) Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß die Mode des Bubikopfs ähnlich wie jene des Trench-Coat ihren sehr ehrenvollen Ursprung im Weltkrieg habe. Dort hätten sich die im englischen weiblichen Freiwilligendienst unmittelbar hinter der Front tätigen Frauen aus sehr naheliegenden Gründen die Haare kurz schneiden lassen und die Mode hätte diese Sitte nicht nur wegen ihrer Kleidsamkeit, sondern auch wegen des Bestrebens übernommen, ihre Trägerin als Teilnehmerin an solchem heroischen Dienst erscheinen

annehmen, daß der Reiz, den die ersten Bubiköpfe auf die männliche Welt ausübten, im Sinne dieser Entstehung ein fragwürdiger, die Welt der Sittlichkeit irgendwie gefährdender war. Vielleicht ist die Feststellung noch erlaubt, daß die ersten von der fraulichen Last der Haare weitgehend befreiten Köpfe bestimmt nicht jener Welt angehörten, welche die Wahrung des Anstands als ihre verantwortungsvolle Pflicht trägt. Aber die andere Welt ist ja auch nicht klein. Praktisch war die Mode, dies war gar nicht zu leugnen, und sie griff aus diesem Grunde so sehr um sich, daß der allzugroß werdende Plural der der Schere unterworfenen weiblichen Köpfe den nicht ganz einwandfreien Gedanken des Reizes vollkommen zerstörte, der seinem Wesen nach solchen Plural nicht verträgt. Fiel aber einmal dieser Reiz weg, so entfiel auch die Gefährdung der Sittlichkeit und der von ihr geschützten Güter und damit die Begründung des Einspruchs des Anstandes. Die Mode war möglicherweise ihrem Ursprung nach wirklich «unanständig» gewesen, aber sie legte in geradezu beispielgebend rascher Weise den Weg durch das gefährliche Gebiet, wo sie «Reiz» war, zurück, um auf ungezählten Köpfen zu landen, deren unerschütterliches Anstandsgefühl nicht in Frage gezogen werden kann und deren instinktsicheres

zu lassen. Die Mittelmächte kannten einen weiblichen Dienst in solcher Frontnähe nicht. Der Anschein der Zugehörigkeit konnte also hier nicht erweckt werden und der Ursprung der Mode erfuhr daher die hier wahrscheinlich zutreffenden weniger günstigen Deutungen.

Frauengefühl den Zeitpunkt sah, wo kein halbwegs normaler Mann auch nur im entferntesten mehr daran dachte, das oft so Kleidsame als «Reiz» zu empfinden.

In der Mode der kurzen Röcke war es ähnlich. Sie war wesentlich harmloseren Ursprungs als jene der Bubiköpfe, aber immerhin noch genügend Revolte gegenüber dem Hergebrachten, um es begreiflich zu machen, daß die Welt des Anstandes sich auch hier zurückhielt, bis die Augen sich allmählich an den neuen Zustand gewöhnt hatten. Erst in diesem Augenblick, wo die allzu laute Herausforderung der Sinnlichkeit allzu häufig wird, um wirksam zu sein, hört die Gefährdung jener Gebiete auf, die der Anstand schützt, und verstummt damit der Einspruch des Anstands. Das bisher «Unanständige» wird «anständig» nicht dadurch, daß der Anstand sich gewissermaßen seufzend der Schlechtigkeit der Welt fügt und seine Maßstäbe verändert, sondern weil sein unveränderter Maßstab eben jener ist, nichts zu beanstanden, was keine Gefahr mehr bedeutet.

Es bedarf wohl keines Hinweises, daß diese Betrachtung der Dinge, wenn sie auch den Anspruch erhebt, allgemein zu gelten, sehr weit davon entfernt ist, den individuellen Faktor in der Beurteilung solcher Dinge zu leugnen. Wer aus einer festländischen Kleinstadt in sommerlicher Zeit etwa in ein mondänes Seebad verschlagen wird, wird immer ein wenig aus den Fugen geraten und in Versuchung kommen, an dem Fortbestand von sittlichen Werten

in jenen Menschen zu zweifeln, denen er dort begegnet und von denen er erst bei näherer Bekanntschaft erfahren würde, daß ihr Gefühl für Anstand und Sittlichkeit im Grunde jenem von älteren Stiftsdamen nicht nachsteht.

Hier scheint die Einheitlichkeit des Maßstabes so sehr zu fehlen, daß man in Gefahr gerät, an der Einheitlichkeit des Anstandsbegriffes selbst zu zweifeln. In der ganzen Welt der Sittengeschichte aller Zeiten und Völker ist es nicht anders. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß der anständige Mensch kein Begriff ist, der nur auf abendländischem Boden Gültigkeit hätte. Wir wiesen schon auf das Staunen der Kreuzritter hin, als sie ihn auch bei ihren ungläubigen Gegnern trafen. Der anständige, das heißt, der sich der Notwendigkeit seiner Selbstzucht instinktiv bewußte Mensch bildet über die ganze Erde verstreut eine große und umfassende Gemeinschaft, mag für ihn in den einzelnen Zonen das «shocking» noch so kuriose Unterschiede aufweisen.

Es ist sicher kein Zufall, wenn, wie es ja auch die Kreuzrittererfahrung zeigt, diese Gemeinsamkeit anständiger Gesinnung sich am deutlichsten auf jenem Gebiete zeigt, das die größten Ansprüche an die Selbstzucht stellt: auf dem Gebiete des Kampfes und des Krieges. In der ersten Schlacht von Adua 1896 hat Kaiser Menelik die ihm gefahrlos gebotene Gelegenheit verschmäht, auch der letzten italienischen Division, die auf dem Schlachtfeld übrig

war, das furchtbare Los der anderen zu bereiten. Man mag, wenn anders die ritterliche Erklärung, die diesem Entschluß gegeben zu werden pflegt, zutrifft, dies hochmütig europäischen Gedankengängen des Kaisers zuschreiben, die freilich in Europa selbst im Weltkrieg nicht überall sonderlich deutlich zutage traten. Aber auch die deutschen Soldaten des südwestafrikanischen Hererofeldzuges von 1903 wußten von gewissen ritterlichen Handlungen ihres Gegners Hendrik Witboy zu erzählen, und hier scheint uns denn doch jede Möglichkeit versagt, an dem Gedanken eines christlich-abendländischen Anstands-Monopol festzuhalten.

Gedanklich mag der Weg vom Bubikopf zu Hendrik Witboy ein wenig weiter erscheinen, als daß es erlaubt wäre, ihn in einigen Seiten des gleichen Kapitels zurückzulegen. Aber da es in diesem Kapitel das Verhältnis des Anstands zur Sitte aufzuweisen galt, so darf der Hinweis nicht fehlen, daß die denkbar größte Sittenverschiedenheit die Gemeinschaft des Anstandes in ihrem letzten Grunde nicht aufhebt, daß also dem Anstand gegenüber der Sitte die Rolle des Unwandelbaren gegenüber dem Wandelbaren zukommt. Wie der Anstand das Wandelbarste, was die Sitte kennt, nämlich die Mode, aus einem bestimmten Gesichtspunkt, jenem des Schutzes einer Gesellschaftsordnung, betrachtet, so wird er auch der Verschiedenheit der Zonen aus der Bestimmtheit seines Gesichtspunktes Herr und erweist damit die Tiefe seiner Wurzeln, die wir mit

dem Hinweis auf den «natürlichen Anstand» anzudeuten versuchten.

Der Sprachgebrauch hat das Wort Anstand auch mit jenen äußeren Lebensformen in Zusammenhang gebracht, die wir Manieren nennen. Daß sie ähnlich wie die Mode, wenn auch nicht im gleichen Grade, stark zeitbedingt sind, bedarf wohl keiner besonderen Hervorhebung. Ihre Ortsbedingtheit ist sogar größer als jene der Mode. Schon zwischen zwei Städten hat der Kodex der Manieren oft nicht völlig gleichlautende Paragraphen. Diese Wandelbarkeit allein zeigt schon, daß die Manieren im Wesen des Anstands, den wir als unwandelbar betrachten, keine ausschlaggebende Rolle spielen, und daß jene schätzenswerten kleinen Bücher den Mund ein wenig voll nehmen, wenn sie sich Anstandslehren nennen, in Wirklichkeit aber mit dem rechtzeitigen Gebrauch des Taschentuchs und ähnlichem sich beschäftigen.

Die auf Erden bestehende und dort das Wesen Mensch bildende Einheit von Leib und Seele, auf deren Lehre sich auch die ganze Physiognomik aufbaut und von der die Graphologie ebenso ihren Ursprung nimmt, wie vielleicht die Chiromantie ihn nehmen möchte, hat zur natürlichen Folge, daß jede seelische Haltung, also auch der Anstand, in jeder körperlichen Haltung und jedem körperlichen Tun sich ausdrückt. Es ist so unausbleiblich, daß dem anständigen Menschen gewisse Bewegungen, Gesten, Gewohnheiten eigen sind, gewisse natürliche Rücksichtnahmen auf den andern, die ihm

zwar ebenso gelehrt werden müssen wie das Alphabet, die ihm aber dann, weil sie seiner seelischen Haltung entsprechen, so sehr in Fleisch und Blut übergehen, daß sie ihm unbewußt werden und in seinem Denken keine aufregend große Rolle mehr spielen.

Diese Manieren müssen, wie gesagt, gelehrt werden wie das Alphabet. Also können sie auch solchen Menschen gelehrt werden, denen die Voraussetzung des Anstandes fehlt; und die Anstandslehren haben, wie ja auch die Zahl ihrer Abnehmer es beweist, ihre Berechtigung. Als anständiger Mensch zu gelten, hat auf Erden viele und große Vorteile. Es verschafft Kredit und Beziehungen von großem Nutzen; und da der äußere Schein zu allen Zeiten und an allen Orten das Urteil der Menschen zu täuschen vermag, so ist es unter allen Umständen nützlich, die Geste des Anstands so weit zu beherrschen, daß jener nützliche äußere Schein erweckt wird. In irgend etwas unterscheidet er sich freilich — sonst wäre ja die Lehre von der Leib-Seele-Einheit falsch — immer von der aus dem wirklichen Anstand kommenden natürlichen Geste und erweckt so jenes Mißtrauen, für das das unverbildete Volk mit seinen klarsehenden Augen den Ausdruck «aalglatte Manieren» erfunden hat.

Wir haben in allen Bereichen, denen diese Kapitel gewidmet sind, den Typus des «Hochstaplers», das heißt des Mannes, der mit der Absicht der Täuschung die Ausdrucksweise und die Manieren sich

aneignet, die der Welt entsprechen, in denen er seine Geschäfte zu machen sucht. In der Welt der Religion ist es der Frömmler, dessen Porträt Molière in seinem «Tartuffe» gallig genug gezeichnet hat, in der Welt des Staates ist es die Schar jener «Patrioten», die jedem bekannt ist, der je in ernster vaterländischer Arbeit ihre unerträgliche, wortreiche und sinnleere Aufdringlichkeit erdulden mußte, und in der Welt des Anstands ist es eben jener Hochstapler im eigentlichen Sinn des Wortes, der die Geste des anständigen Menschen mehr oder weniger vollendet nachäffend den größten Prozentsatz aller Betrugsopfer liefert, die vor dem Richter ihr geschädigtes Recht wiederherzustellen suchen.

Der Nimbus des Menschen, der in seinem Tun von Idealen und nicht von materiellen Interessen bestimmt wird, ist so groß, daß dieser Mensch immer seine Nachahmer finden wird, mögen seine Ideale die diesseitigen der Vaterlandsliebe und des Anstandes oder das jenseitige der Gottesliebe sein. Es bedarf nicht einmal der unsauberen Absicht. Schon als religiös, als anständig, als vaterlandsliebend zu gelten, verschafft die Werte, die im persönlichen Ansehen liegen und die der Engländer «respectability» nennt. Je nachdem die öffentliche Meinung diesem oder jenem Ideal ein Stück seiner Gültigkeit nehmen möchte, verschwinden die großen Schauspielvirtuosen dieses Ideals. In Zeiten der Allerweltsverbrüderung verschwindet der unechte «Patriot», Zeiten der Religionsverfolgung befreien

die Kirchen vom Ballast der Tartüffe, und wenn in echt volkstümlichen Kreisen der Kurs der aalglatten Manieren niedrig steht, erlebt die Welt des Anstandes die frohen Stunden, wo sich zu ihr zu bekennen nicht als zweckhaftes Tun mißdeutet wird. Es sind die schönen Reinigungszeiten der idealen Werte, welche die Geschichte ihnen immer wieder beschert.

Unser Buch über den Anstand muß nun freilich auch noch die Frage aufwerfen, ob zu dem Anstand, den wir meinen, nun auch wirklich «gute Manieren» in dem Sinne gehören, daß ihr Fehlen den Anstand fraglich macht. Es bedarf wohl keiner Worte, daß dies nicht der Fall ist. Die Geste, die den Anstand verrät, wird immer überall sein, wo er vorhanden ist. Sie ist mit den erlernbaren Manieren nicht identisch. Und wenn man von dem Mann, der den Fisch mit dem Messer nach wie vor zu essen sich versteift, nicht mit Bestimmtheit sagen kann, er sei anständig, so wird man auch das Gegenteil nicht behaupten können, sondern höchstens das eine wissen, daß er ganz bestimmt kein Hochstapler ist.

Worin freilich im letzten Ende das Wesen des Anstandes besteht, ist damit natürlich noch nicht gesagt. Wir haben bisher nur an die Vorstellung appelliert, die der Sprachgebrauch mit dem Worte Anstand verbindet. Wenn wir in der oberflächlichen Vorstellung dieses Begriffes gelegentlich auf die Erkenntnis stießen, daß der oberste Gesetzgeber des Anstandes ein inneres Verantwortungsgefühl für den Zusammenhalt der menschlichen Gesellschaft sei,

das wir in seiner Bewußtwerdung innerhalb der Kulturwelt die Ehre nannten, so erblickten wir eben unsere Aufgabe darin, das Verhältnis dieses Gesetzgebers zu den andern Gesetzgebern des Menschen zu untersuchen. In der Pascal'schen dreigeteilten Welt von Religion, Geist und Macht, sind diese Gesetzgeber Gott, die Sitte und der Staat. Daß die Gleichstellung der drei Pascal'schen Weltgebiete mir ebenso fern liegt, wie Pascal selbst, bedarf wohl nicht neuer Betonung. Nur die Tatsache, daß Anstand und Ehre ganz und gar der diesseitigen Welt angehören, macht für sie es notwendig, neben der Gesetzgebung des allmächtigen Schöpfers dieser diesseitigen Welt auch die anderen in ihr erscheinenden Gesetzgebungskategorien von Geist und Macht, Sitte und Gesetz zu unserer Betrachtung heranzuziehen.

ZWEITER ABSCHNITT

DER HERR DES ANSTANDS: DIE EHRE

DRITTES KAPITEL

EIN GESPRÄCH ÜBER DAS GELD

Der Idealist: «Das Anstandsgefühl ist immer in seinen tiefsten Wurzeln geldfeindlich. Wenn ein Reicher mit einem Armen in Streit gerät, so ist es eine fast alltägliche Erscheinung, daß die Sympathie mit dem Armen so stark ist, daß sie in Versuchung führt, die gerechte Feststellung des Tatbestandes zu gefährden. Ich kann nicht umhin, trotz aller Bedenken hierin eines der deutlichsten Zeugnisse für anständiges Denken zu erblicken.»

Der Skeptiker: «Aber hören Sie, mein Verehrtester, hier täuschen Sie sich nun einmal ganz gründlich. Zum mindesten für den Schwachen ist die Parteinahme für den Schwachen ganz bestimmt nicht aus dem Anstandsgefühl geboren, sondern aus dem Solidaritätsgefühl der Schwäche. Man wünscht den Sieg des Mächtigen einfach aus dem Grunde nicht, weil er dann noch mächtiger und mithin noch bedrohlicher wird. Mit andern Worten, man wünscht die Schwächung des Mächtigen und die Stärkung des Armen gewissermaßen aus einem Einebnungsbedürfnis heraus, von dem Sie selbst kaum sagen werden, daß seine Quellen im Reiche des Anstands entspringen.»

Der Idealist: «Also machen Sie mir wenigstens das eine Zugeständnis, daß die von Ihnen geschilderte Betrachtungsweise zunächst nur jene der Schwachen ist, während sich der Starke vielleicht

doch aus Anstand auf die Seite des Schwachen stellt und so, im großen Umriß gesehen, das Gesamtinteresse seiner Klasse seinem Gefühl opfert.»

Der Skeptiker: «Haben Sie schon einmal einen Mächtigen gesehen, dem es nicht eine diebische Freude bereitet hätte, wenn ein anderer Mächtiger in Schwierigkeiten kam? Mit Konkurrenzneid und Schadenfreude kann man zu gleichen Teilen gemischt genau jenes hohe Gefühl herstellen, das Sie uns aus dem Anstand geboren vorstellen wollen. Freut sich der Schwache an der Niederlage des Starken, so ist seine Freude immerhin noch Solidaritätsgefühl, also, wenn Sie wollen, ein schließlich als edel zu bezeichnendes Gefühl der Kameradschaft. Beim Starken aber ist es der Mangel an Solidaritätsgefühl, und da weiß ich nun wirklich nicht, wie Sie das aus der Selbstzucht- und Opferwelt des Anstandes herleiten wollen.»

Der Idealist: «Sie bringen trotz dieser Gegenüberstellung beide Gefühle auf den gleichen Nenner, und da die theologische Weisheit längst vor aller Psychologie jegliche menschliche Schwäche in sieben Kategorien einzureihen lehrte, die sie die sieben Hauptsünden nannte, so nennen wir ruhig diesen gleichen Nenner mit seinem guten, alten richtigen Namen Neid. Und von dem muß ich ja nun freilich zugeben, daß er in der Welt des Anstandes wahrhaftig keinen Platz hat. Trotzdem glaube ich, daß ich meine Position verteidigen kann, wenn ich zur Analysierung dessen, was mir vorschwebt, mich aus

der Welt des genannten Streites zwischen Arm und Reich zunächst in die Welt einfacherer Streitfälle zurückziehe. Der einfachste ist der Fall der Mißhandlung einer Frau durch einen Mann. Es wird Ihnen schwer fallen, hier mit dem Begriff des Neides zu operieren. Das Sympathiegefühl mit der Frau bedürfte schon eines sehr singulären Sonderfalles, um sich nicht zu rühren. Auf diese Grundstimmung führe ich die Sympathie mit dem Schwachen zurück. Sie werden mir zugeben, daß der Sprachgebrauch für diese Grundstimmung nun einmal das der Welt des Anstandes entnommene Wort ‚Ritterlichkeit' hat.

Der Skeptiker: «Das läßt sich sicher eher hören. Aber in meiner verworfenen Phantasie taucht bei dem Worte Ritterlichkeit das bekannte Bild ‚Perseus und Andromeda' von Böcklin auf. Sie erinnern sich an den wie ein Hirschkäfer gepanzerten Ritter, der der befreiten Andromeda seinen Mantel umhängt. Zu deren Füßen aber liegt der abgeschlagene Kopf des Ungeheuers und schaut die Befreite mit einem Blick an, der etwa besagen will: ‚Ist's jetzt besser? Wird der Ritter dich weniger streng bewachen, dich weniger als sein Eigentum ansehen, als ich es tat?' Ich weiß wirklich nicht, ob in der von Ihnen Ritterlichkeit genannten Sympathie mit der mißhandelten Frau nicht Wünsche mitspielen, die, sagen wir einmal, dahin gehen, diese Sympathie durch die Sympathie der Frau Ihnen gegenüber vergolten zu sehen. Im Grunde kann es dem Schaf

gleichgültig sein, ob der bedrohende Wolf oder der verteidigende Hirte es frißt.»

Der Idealist: «Es ist gut, daß Sie darauf zu sprechen kommen. Wir haben hier schon einmal gehört, daß der Anstand nichts anderes ist als der Kampf gegen die abgründige Gemeinheit und Schurkerei, die nach einem berühmten Wort auch im edelsten Menschen schlummert. Was Sie dem ritterlichen Menschen als selbstsüchtigen Gedanken in unserm Fall unterschieben, lebt in diesem Abgrund. Darum ist die Psychoanalyse immer unvorstellbar ‚unanständig'. In der bewußten Welt aber, das heißt jener, für die allein der sittliche Mensch die Verantwortung trägt, ist über diesen Abgrund längst ein festschließender Deckel geschraubt, den aufzubrechen eben das Problem der psychoanalytischen Technik ist. Die Sympathie zur mißhandelten Frau ist schließlich auch lebendig, wenn die Frau in Australien lebt und ich in Sibirien und wir uns ganz bestimmt nie sehen werden. Sie ist ebenso lebendig, wenn die Frau sich beispielsweise durch ihre Häßlichkeit vor jedem Wunsche von meiner Seite sicher weiß; ja, ich fürchte, daß Sie sich sogar an den Gedanken gewöhnen müssen, daß diese Häßlichkeit die Sympathie eher noch steigert, wie es ein Zusatz an Schwäche ganz bestimmt tut. Stellen Sie sich zum Beispiel vor, daß die Frau auch noch blind sei oder nur ein Bein habe! Die Frage ist doch wahrhaftig nicht die, ob in diesem Fall Ihre Analyse der Ritterlichkeit als ein verkappter Aneignungstrieb stimmt,

sondern daß der anständige Mensch in seiner Bewußtheit sich einen Teufel darum kümmert, sondern eben durch seinen Anstand gelehrt würde, diese Frau, wenn er kann, zu verteidigen und zu beschützen und dabei jeden Verdacht eines eigenen Interesses als unwahr und als Flecken auf seiner Ehre zu empfinden.»

Der Skeptiker: «Gut, aber nehmen wir nun einmal an — das kommt ja schließlich vor — die Frau sei einfach unerhört schön und wende sich ausgerechnet an Ihren anständigen Menschen, den wir uns in diesem Fall natürlich als Mann vorstellen, mit der Bitte um Schutz. Nun liegt der Verdacht des eigenen Interesses an diesem Schutz so grausam nahe, daß der selbstlose Anstand in der Hilfe Ihres Freundes bestimmt nicht mehr als solcher gewertet werden wird. Was er durch seine Hilfe ernten wird, ist jedenfalls nicht eine tiefe Verbeugung der Welt vor seinem Anstand!»

Der Idealist: «Was ihm auf dieser ganzen Welt am allergleichgültigsten sein wird, ist eben gerade diese Verbeugung. Was den anständigen Menschen ausmacht, ist ja eben diese letzte Gleichgültigkeit gegen den Nutzen oder den Nichtnutzen seines Tuns. Glauben Sie mir, daß es keinen anständigen Menschen gibt, der nicht im Innersten seines Herzens im Don Quixote des Cervantes seinen heimlichen Helden verehrt. Aber wollen wir nicht lieber jetzt endlich zum Thema kommen, das der Verfasser für dieses Kapitel vorgesehen hat? Wollen wir nicht

die Frau ruhen lassen und uns ganz allgemein vorstellen, daß der Schlüssel zu so ziemlich allen Freuden der Welt das Geld ist? Wir werden ja später einmal noch von der Frau als dem großen Prüfstein des Anstandes reden hören. Hier wollen wir uns von dem Hauptfeind des Anstandes unterhalten: dem Geld. Wenn wir uns anfangs von dem Konflikt des Starken mit dem Schwachen unterhielten, so hatten wir ja zunächst den Starken als den Reichen, den Schwachen als den Armen vorgestellt bekommen. Ich wage nun die Behauptung, daß demjenigen die Palme des Anstands gebührt, der sich am meisten von der Tyrannei des Geldes losgemacht hat, wobei ich freilich noch einmal betone, daß diese so schön eingeführte ‚Palme des Anstands' etwas ist, was dem anständigen, auf keinerlei Palmen erpichten Menschen ganz unübertreffbar gleichgültig ist.»

Der Skeptiker: «Jetzt erlauben Sie mir, daß mir mehr als ein leichter Schreck durch die Glieder fährt. Von dem Geld als einer gleichgültigen Sache zu reden, ist doch nur jener schwindenden Menschenklasse erlaubt, die es in genügendem Maße besitzt, um sich seiner Verachtung hingeben zu können. Was Sie Anstand nennen, scheint so eine Art Spielregel zwischen Kapitalisten zu werden, die etwa neunundneunzig vom Hundert der Menschen nichts angeht. Wie wollen Sie, daß der arme Teufel sich an dem Ringen um Ihre ‚Palme des Anstands' beteilige, wenn er nicht einmal weiß, wovon morgen

seine Familie leben soll? Wollen Sie im Ernst behaupten, daß dieser doch auch einer ‚Tyrannei' des Geldes unheilbar Unterworfene allein durch dieses Unterworfensein aus der Reihe der anständigen Menschen ausscheidet?»

Der Idealist: «Was kann es für ein Gespräch Besseres geben als ein Mißverständnis, das an seinem Anfang steht! Ich sprach vom Geld an sich und nicht von dem Geld, das eigentlich nur ein zusammenfassender Ausdruck für den Lebensbedarf Ihrer armen Familie ist, von der Sie vielleicht wissen, wie sehr meine Sympathie zu ihr auf der Solidarität eines gemeinsamen Schicksals beruht. Daß die Beschaffung dieses Lebensbedarfes so sehr die Pflicht Ihres armen Teufels ist, daß ihre Befolgung allem andern vorgeht, ist klar. Für ihn wäre es ebenso unanständig anders zu handeln, wie für mich anders zu urteilen.»

Der Skeptiker: «Das nenne ich den Grundsatz ‚Primum vivere, deinde philosophari' auf den Anstand anwenden oder, mit anderen Worten, wirklich den Anstand zusammen mit der Philosophie dem von den Alltagssorgen Befreiten vorbehalten.»

Der Idealist: «Jetzt kann ich Ihnen nicht ganz folgen. Zwischen der Philosophie, die dem Sorglosen gestattet ist, und dem Anstand ist doch in diesem Zusammenhang der kleine Unterschied, daß die Philosophie vielleicht einer von Sorgen freien Muße bedarf, der Anstand aber nicht. Dieser ist doch eine Seelenhaltung, jene — wenigstens im Sinne des

Ausspruchs — eine Gedankenarbeit. Das Geldverdienen ist keine Arbeit, die dem Anstand widerspricht, aber man könnte sich denken, es sei eine Arbeit, die von der philosophischen Meditation abhält, wie die Bureauarbeit vom Spazierengehen abhält. Bin ich genötigt, Geld zu verdienen, so bin ich dadurch so wenig abgehalten, anständig zu sein, daß ich im Gegenteil gerade die Tätigkeit des Geldverdienens als eine solche betrachten möchte, an der die Grundbegriffe des Anstandes besonders deutlich als vorhanden oder nicht vorhanden hervortreten.»

Der Skeptiker: «Was verstehen Sie dann unter der Tyrannei des Geldes? Für meinen Begriff besteht doch die Tyrannei des Geldes am fühlbarsten in dem Zwang, es zu erwerben, um nicht zu verhungern.»

Der Idealist: «Nein, dies ist nicht seine Tyrannei. Und der Gelderwerb ist auch nicht der Feind des Anstandes, wie ich eben sagte. Sondern die Tyrannei des Geldes besteht in dem so häufig beobachteten Zwang, den es ausübt, den finanziellen Vorteil einer Tat zum alleinigen Maßstab ihres Wertes zu machen. Kein anständiger Mensch wird irgend etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Sie von zwei Taten, von denen die eine einen finanziellen Vorteil von zehn verspricht und die andere einen solchen von hundert, die letztere der erstern vorziehen. Aber kein anständiger Mensch wird sich je dazu verstehen, die Zahlen zehn und hundert als die alleinigen Maßstäbe für den Wert beider

Taten anzusehen. Ganz selbstverständlich und unbewußt wird jeder die Taten erst dann miteinander vergleichen, wenn er sie beide als innerhalb der Welt des Anstandes liegend erkannt hat. Mit andern Worten: bevor die Zahlen zum Maßstab werden, geht diese Prüfung voraus. Wer trotz des Einspruchs des Anstands dann die Zahl hundert siegen läßt, weil sie größer ist als die Zahl zehn, von dem werden wir sagen, daß er der Tyrannei des Geldes unterliegt und mit der Welt des Anstands nichts mehr gemeinsam hat.»

Der Skeptiker: «Bei dieser Auffassung scheint mir die Gefahr nahezuliegen, daß Sie die ganze Welt des Kaufmanns, für die das Geld den wesentlichen Charakter einer Ware hat, von ihrer Welt des Anstandes so gut wie ganz ausschließen. Ihre Gegenüberstellung entspricht ungefähr jener von Helden und Händler. Glauben Sie nicht, daß Sie mit solcher Betrachtung den Anstand, der doch eine allgemein menschliche Haltung sein müßte, zur Lebensauffassung einer Klasse verkleinern? Das Wort Ritterlichkeit klingt ja schon stark an den Adel an oder, wenn Sie wollen, auch an den Offizier. Wollen Sie wirklich mit dem Wort Anstand eine Kluft erneuern, die diesen Bereich von Menschen hochmütig vom ‚Krämer' trennt, und fürchten Sie nicht, daß Sie mit solchem Anstand im Grunde nur das Vorurteil einer Kaste stützen?»

Der Idealist: «Verzeihen Sie, wenn ich jetzt ein bißchen weit ausholen und Ihre Geduld ungewöhn-

lich lang in Anspruch nehmen muß. Vorausschicken möchte ich, daß die Vorurteile der «Kasten» einem immerhin etwas zu denken geben, da die Vermischung von Kasten nie auf einem höheren, sondern immer auf einem niedereren Niveau sich vollzieht und damit zu jener Sorte von Fortschritten der Menschheit gehört, die nur Fortschritte in der Zeit, aber nicht Fortschritte im Sinne eines ‚Excelsior' bedeuten. Meine Haltung gegen diese Art von Fortschritten gründet sich also auf dem Wunsch, das Wertvolle, das durch die Unterschiede in der Gesellschaft entstanden ist, nicht verschwinden zu lassen.»

Ich fürchte, daß die Kaste, die nicht hochmütig ist, noch auf ihre Entdeckung wartet, und das, was allein den Fabrikarbeiter oder den Bergmann zum vollgültigen ‚Gentleman' machen kann — verzeihen Sie die Übernahme des unübersetzbaren englischen Wortes—, kann nur aus dem Hochmut seines Selbstbewußtseins kommen, Arbeiter zu sein. Ich preise eine Zeit, die diesen Hochmut fördert.

Aber die Welt des Anstands ist genau ebensowenig die Welt einer Kaste, wie dies etwa die Religion ist. Wenn ich die Kluft zwischen ihr und der Welt der Tyrannei des Geldes ziehe, so bin ich mir bewußt, welch riesigen Vorsprung ich damit jenen Menschenklassen gebe, für die diese Tyrannei noch nicht oder nicht mehr ein Begriff ist. Sowohl der geldlose Mensch wie jener, für den das Geld eine unbewußt gewordene Lebensgrundlage ist, weil er

seit soviel Generationen genug davon besitzt, daß er von seiner Verführung so gut wie nichts mehr weiß, sie beide tun sich mit der Welt des Anstandes viel leichter als der soviel größere andere Teil der Menschheit. Sie werden bei dem natürlich Armen, den noch nicht das Ressentiment des Neides quält, immer und zu allen Zeiten einem ebenso ausgebildeten Gefühl des Anstandes begegnen als bei den alten Geschlechtern, die seit langer Zeit im Wohlstand leben. Als ein sehr reicher Bekannter von mir, nachdem ihm sein Schloß mit allen Kostbarkeiten, die darin waren, vom Feuer zerstört worden war, in die Stadt reisen mußte, verweigerte der Packträger am Bahnhof für seine Dienste die Annahme eines Trinkgeldes, weil es ihm gegen seinen Anstandsbegriff ging, eine Gabe von jemandem zu nehmen, der gerade von einem so schweren Schaden heimgesucht war. Die natürliche Opferfreudigkeit und die Hilfsbereitschaft des Armen in jedem kernhaft gesunden Volke ist etwas schlechthin Unübertreffliches, und wenn irgendwo, so scheinen die Taten des selbstlosen und sich selbst genügenden Anstandes hier in dieser wahrhaft bewundernswerten Schicht in einem Maße zu Hause zu sein, die alle anderen Schichten beschämen muß. Wenn der Begriff des Anstandes weniger von hier als von dem andern Extrem seine Färbung erhielt, etwa von der Seite des alten, grundbesitzenden Adels her, dem das Geld aus alter Gewöhnung ein ebenso selbstverständlicher Begriff geworden ist wie die Luft, und

über den es daher bisher schwerlich eine Tyrannei ausüben konnte, so kann dies nicht durch seinen höheren Grad an Anstand erklärt werden, sondern nur durch seine größere Sichtbarkeit. Sie hat aus der Welt des Anstandes eine ‚adelige Welt' gemacht, weil die Leichtigkeit, in ihr anständig zu sein, den anständigen Menschentyp besonders großzog. Dies ist der Wert des Adels für die menschliche Gesellschaft. Ob er die zunehmende Verarmung des Adels überleben wird, davor steht das gefährliche Fragezeichen, das jede Umwälzung aufwirft. Denn diese Verarmung zerstört die natürliche Grundlage des adeligen Anstands, seine Geld-Unabhängigkeit, und ob der Adel, nachdem es ihm jahrhundertelang sehr leicht fiel, anständig zu sein, durch diese Leichtigkeit nicht die Organe des Widerstandes gegen die Gefährdung des Anstandes verkümmern ließ, möchte ich hier nicht entscheiden. Der Vorgang wäre so wenig unnatürlich, daß er einige Furcht erregt. Die Annahme, daß der adelige Name anständige Gesinnung deckt, ist aber heute noch gültig. Möge ihre Berechtigung auch bleiben.

In den Schichten der menschlichen Gesellschaft jedoch, über die das Geld eine Tyrannei beansprucht, deren Abweisung einen Kraftaufwand erfordert, in welcher es also nicht so ganz leicht war, ein anständiger Mensch zu bleiben und sein Tun nicht vom Gelde, sondern von der Ehre leiten zu lassen, in diesen Schichten und gerade in ihnen hat der ungeschriebene Anstandskodex seinen Forderungen

eine Strenge gegeben, die sie besonders auszeichnet. Zu diesen Schichten gehört nun die ganze Kaufmannschaft. Der Typus des ‚ehrlichen Kaufmanns' verlangt mehr als die bloße Ehrlichkeit im strafrechtlichen Sinne der Achtung vor fremdem Eigentum. Dieser ‚ehrliche Kaufmann' würde es schon als unehrlich ansehen, auch im kleinsten Betrieb und selbst, wenn er es könnte, ohne seinen Absatz zu verlieren, seine Ware nach einem anderen, höheren Werte zu verkaufen, als die Ware nach seiner Überzeugung tatsächlich besitzt. Er erfüllt die Grundbedingung des Anstands, nicht das Geld zum Maßstab der Dinge zu machen, sondern einen Ehrbegriff, dem er sich unterwirft. Das ‚ehrlich' seines Namens kommt wirklich vom Wort Ehre her, und deren Aufrechterhaltung ist um so mehr zu bewundern, je größer die Versuchungen sind, denen sie ausgesetzt ist. Wenn ich schon von der ‚Palme des Anstands' sprach, so weiß ich nicht, ob sie diesem Kaufmann nicht mindestens ebenso gebührt wie jenem Packträger. Und jedenfalls bitte ich Sie, mir zu glauben, daß ich sie nicht als ein einer bestimmten Kaste vorbehaltenes Gewächs betrachte.»

Der Skeptiker: «Glauben Sie im Ernst, daß die Gesetze des Anstandes so starr sind, daß sie auch in unserer Zeit des verschärften Lebenskampfes ihre Herrschaft aufrechterhalten können? Schließlich ist es doch nicht zu leugnen, daß sich die Bevölkerung in unsern Ländern im letzten Jahrhundert so sehr vermehrt hat, daß nicht nur eine gewisse

Raumnot, sondern auch eine sehr fühlbare Atemnot eingetreten ist. Ein Hecht, der in einem Weiher allein herumschwimmt, benimmt sich beträchtlich vornehmer, als wenn er mit zwanzig anderen in einem engen Fischbehälter eingeschlossen ist. Im volksreichen Rom der Imperatoren wäre die Strenge Catos nicht so sehr bewundert als belächelt worden.»

Der Idealist: «Ich weiß es, aber vielleicht darf ich Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, wohin das Nachlassen der catonischen Strenge das Rom der Imperatoren geführt hat.»

Der Skeptiker: «War es nicht doch auch das Rom Catos? Wenn Sie aus diesem Beispiel lernen, daß es zum Untergang führt, wenn man von der catonischen Strenge abweicht, so könnte ich mir vorstellen, daß andere aus genau dem gleichen Beispiel lernen, daß alle Catonen nichts helfen, um dieses Ende zu verhindern.»

Der Idealist: «Ich fürchte, daß Sie mit dieser Betrachtungsweise so ziemlich alles, was auf Erden gesagt wird, zum Schweigen bringen könnten. Sehen Sie doch, bitte, in diesen Gedanken über den Anstand nicht eine Kritik der Zeit, sondern einen Spaziergang durch die stolze Welt der Ehre, der Treue, des Eides und des Gewissens, eine Welt, die immer leben wird, auch wenn es ihr einmal schwer fällt, sich durchzusetzen. Sie wird genau so wenig sterben wie Catos Welt im kaiserlichen Rom. Aber vielleicht wird sie eines Tages nicht mehr die herrschende sein. Was ändert das schon viel?»

Der Skeptiker: «Sie sind mir noch die Antwort schuldig, ob Sie die Gesetze des Anstands als unveränderlich betrachten.»

Der Idealist: «Im Grunde tue ich dies sicher. Nur in den Beziehungen des Anstands zum Gelde kann ich mir durch die Änderung der sozialen Verhältnisse gewisse Verschiebungen vorstellen, deren deutlichste die Geschichte der akademisch freien Berufsstände des Arztes und des Rechtsanwalts aufweist. Die von diesen Ständen angebotene Hilfe in den Fällen der Krankheit und des geschehenen Unrechts gehört zweifellos in die Kategorie von Hilfe, die der anständige Mensch aus sich heraus und ohne Entschädigung zu leisten verpflichtet wäre. Das Mittelalter und die von seinen Gedankengängen erfüllte Zeit kannte nur den Leibarzt und den Vogt (der sich vom ‚advocatus' ableitet) d. h. den in Rechten oder Geld festbesoldeten, sachkundigen Menschen, deren Aufgabe war, Krankheiten und Prozesse ihrer Schutzbefohlenen zu verhindern. Der Gedanke, daß jemand in der Krankheit und im Rechtsbruch seinen Lebensunterhalt findet, hat zweifellos den etwas revoltierenden Hintergrund, daß er Ärzte erzeugen könnte, die ihre Patienten nicht gesund werden lassen, und Rechtsanwälte, deren Interesse am baldigen Ende eines ihnen anvertrauten Prozesses gering ist. Die nicht sehr erfreuliche Rolle, die der Arzt etwa bei Molière spielt und die Figur des Haus und Hof fressenden Advokaten deuten an, daß das Volksempfinden sich hier einer Anomalie bewußt

Anstand – мода нашої епохи не зроми

war. Daß uns dies dem Geiste der Zeit nicht mehr zu entsprechen schien, weil wir in beiden Ständen, besonders aber in den großen Ärzten Menschen der lautersten Gesinnung sahen, auf welche die ganze Nation mit Stolz blickte, zeigt eine der Wandlungen des Anstandsgefühls, die der Anstand selbst nicht als Laxheit empfand. Die andere Zeit forderte eben andere Maßstäbe. Oder sollen wir darin, daß die Praxis des Kassenwesens wieder mehr zur chinesischen Sitte zurückkehrt, den Arzt nicht für die Krankheit, sondern für die Gesundheit zu zahlen, sollen wir im neuen Wachsen des Syndikuswesens Anzeichen dafür erblicken, daß sich die Zeit der Anomalie des bisherigen Zustandes wieder bewußt wurde, die Welt sich also ihrer wohl immer bewußt blieb? Ich will Ihrem Skeptizismus zuvorkommen und sagen, daß ich dies selbst nicht glaube.

Die Ordensregel der Johanniter verlangte in allen Hospitälern des Ordens auf Rhodus und Malta und wo immer solche standen, daß die Kranken als Herren (‚Domini infirmi'), die dienenden Ritter aber nur als Brüder (‚Fratres') angesprochen wurden. Ebenso mußte den Kranken, die natürlich zum größten Teil den ärmsten Schichten der Bevölkerung angehörten, das Essen auf silbernen Tellern und Platten gereicht werden, während die Ritter nur auf Holz essen durften. Es ist der gleiche christliche Gedanke, daß die Armen und die Kranken die besonderen Freunde Gottes seien, der die Herrscher in Wien, Paris und Madrid, in München und Lissa-

bon (wie es die Bischöfe tun) am Gründonnerstag zwölf armen Greisen mit eigener Hand die Füße waschen ließ.

Aber was hat dies alles mit dem Anstand zu tun? Jeder Arzt, der von dem Pathos seines Berufes auch nur einen Hauch verspürt hat, wird im Kranken immer seinen ‚Herrn' sehen, dem er zu helfen hat, und nicht den Kunden, an dem er verdient. Und von dem andern Arzt, der dies anders sieht, will ja dieses Gespräch, das sich um den Anstand dreht, nicht reden. Nur die Formen wandeln sich, nicht der Geist.»

Der Skeptiker: «Ich will Ihnen gerne zugeben, daß dieser Geist des Anstands unabhängig ist von der Zahl der Menschen, die ihn besitzen, und daß er darüber hinaus von einer Weite ist, die ihn an keinen Stand und keinen Beruf fesselt, so daß jeder Stand und jeder Beruf seine Vertreter in seine große, unsichtbare Gemeinde schicken kann. Aber kehren wir zur Tyrannei des Geldes zurück, in der Sie den Erzfeind des Anstandes erblicken. Daß das Geld der Herrscher dieser Welt ist, werden Sie ja nicht leugnen. Weist nun die natürliche Gegnerschaft des Anstands gegen diese Herrschaft Ihren Anstand nicht aus der diesseitigen Welt hinaus? Ich habe Sie dem, was wir in diesem Buche lasen, noch nicht widersprechen hören, daß der Anstand ganz der diesseitigen Welt und nur die Religion der jenseitigen angehöre. Ich gebe Ihnen das letztere zu, da es ja wirklich nicht zu leugnen ist. Aber wenn

die diesseitige Welt vom Gelde besessen ist — in welcher Welt lebt dann ihr Anstand? Bringt er das Kunststück fertig, jahrhundertelang zwischen zwei Stühlen zu sitzen?»

Der Idealist: «Nein, so ist die Sache wirklich nicht. Gehen wir doch auf den Grund der Dinge zurück. Ich rede im Augenblick nicht vom Anstand des Einzelnen, sondern von der ganzen Welt dieses Anstandes. Sie ist die einzig geordnete, während die Welt des Geldes schlechthin die anarchische, die chaotische Welt ist. Recht gibt es nur in jener. Und die Geburt des Anstandes fällt in jene Stunde, in der ein Richter, zum erstenmal zwischen einem Reichen und einem Armen Recht sprechend, weder nach der angebotenen Bestechung des Reichen und nach der Gefahr der Feindschaft seiner Sippe sah, noch nach dem billigen Beifall, den die Verurteilung des Reichen bei der armen, großen Masse haben würde, sondern einzig und allein danach, wer von den beiden recht hatte. Dieser Richter brach die Tyrannei des Geldes als erster, indem er ihr furchtlos ein Etwas gegenüberstellte, das stärker war. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich in diesem Richter auch den Vater und die Urzelle des menschlichen Staates schlechthin sehe. Ohne ihn gäbe es keinen Staat. Ich bitte Sie, sich einen Augenblick vorzustellen, daß die Menschheit nicht imstande gewesen wäre, die dem Gelde gegenüber übermächtige Idee des Richters zu fassen. Es hätte sich dann niemals eine menschliche Gesellschaft bilden können,

da die Willkür und die Laune des Reichen in jedem Augenblick genügt hätten, sie zu zerstören. Nur die Brechung der Herrschaft des Geldes ermöglichte die Dauer einer menschlichen Ordnung, und zwischen der Stärke eines Staates und der Zahl seiner anständigen, diese Brechung bejahenden und in sich selbst durchführenden Menschen besteht ein Verhältnis der einfachsten Art. Die Stärke eines Staates steht und fällt mit dieser Zahl. Das catonische Rom war stärker als das Rom, in dem die Freunde Catos nicht mehr die Staatsmacht in den Händen hatten, mögen sie auch als kleine Gemeinde im Häusermeer dieser Stadt noch lange weitergelebt haben.»

Der Skeptiker: «Sie scheinen mir hier einen gefährlichen Denkfehler zu begehen. Die menschliche Gesellschaft ist doch schließlich älter als das Geld und das Geld erst ihr Erzeugnis. Der Staatsgedanke hat also nicht den Geldgedanken überwunden, sondern ihn erst erzeugt zur Erleichterung des Warenaustausches. In der Geburtsstunde des Geldes war also der Staat schon da und nicht einmal mehr besonders jung. Wenn Sie zwischen Staat und Geld eine Erbfeindschaft einführen wollen, so kommen Sie doch nicht über die Tatsache hinweg, daß der Staat sich diesen Feind erst gebar.»

Der Idealist: «Ihr Einwand ist natürlich vollkommen richtig und mein Gebrauch des Wortes Geld will ganz und gar symbolisch gewertet werden. Ich bezeichne in diesem Sinne als Geld nicht die

umlaufende Münze, sondern die seelenlose und geistlose Materie überhaupt. Sie war ursprünglich durch den stärkeren Arm und die schwerere Keule dargestellt. Mit beiden war es ein leichtes, dem Schwächeren alles abzunehmen, was er allenfalls an verlockenden Gütern besaß. Und Ihr Einwand hat im Grunde nur eine Veränderung der Sprechweise zur Folge, indem ich in dem erwähnten ersten Gericht statt der Eigenschaftswörter ‚reich und arm' die Eigenschaftswörter ‚stark und schwach' setze. Da mit der Anhäufung des Geldes und seiner Allgemeinverwendbarkeit zur Beschaffung eines schöneren Lebens der starke Arm ein käuflicher Arm wurde, so ist es nur historisch und sprachlich, aber nicht gedanklich falsch, an Stelle des blutlosen Begriffes der Materie von vornherein den unheimlichen, aber unserer Zeit faßlicheren Begriff des Geldes zu setzen. Der Kultus des ‚starken Mannes' unterscheidet sich vom Kultus des ‚Finanzmagnaten' im wesentlichen nur durch seine größere Schamhaftigkeit. Die Weltanschauung, die den einen oder den andern jenseits von Recht und Unrecht setzen möchte, leugnet das Ethos des Richters, leugnet die menschliche Gesellschaft, leugnet im Innersten den Anstand. Sie ist die Mutter des Chaos und der Anarchie.»

Der Skeptiker: «Fürchten Sie nicht, mit dieser Auffassung eine bescheidene Lehre für Schwächlinge zu verbreiten, die, unfähig sich selbst durchzusetzen, eine Gemeinschaft bilden, um den Starken zu beugen, einzuebnen, unter Gesetze zu zwingen,

die von dieser schwächlichen Gemeinschaft erdacht sind, damit sie keiner überwältigen kann? Wenn dies die Grundlage Ihres Anstands sein soll, so ist ja der Anstand, den Sie den Erbfeind des Geldes nennen, zugleich der Erbfeind des Starken, und damit eine wohltemperierte Angelegenheit der Mittelmäßigkeit. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Anstand für mich sehr viel Anziehendes hätte.»

Der Idealist: «Nein, diese Sorte Anstand hätte, darin stimme ich mit Ihnen überein, für jeden wirklich anständigen Menschen nicht viel Verführerisches. Aber, machen Sie doch, bitte, in der richterlosen Welt die Gegenprobe. Stellen Sie sich eine Welt vor, in der jeder Goliath straflos erschlagen und ausrauben kann, was ihm erschlagens- und ausraubenswert erscheint. In der Welt des Geldes ist dies der Finanzmagnat. Eine ähnliche Erscheinung kann es freilich in der Goliathwelt nicht geben, weil sich in ihr infolge des Alterns und des Sterbens der Menschen überhaupt ein Besitz von einiger Dauer nicht bilden könnte und jede Erbschaft sich in ihrer Erhaltung an die Bedingung knüpfen würde, daß der Erbe der gleiche Schlagetot sei wie sein Vater. Ich fürchte, daß diese Welt nur für einen einzigen Menschen Reiz hätte, nämlich für den Goliath selbst, der innerhalb eines gewissen Umkreises der unleugbar Stärkste wäre, und daß auch für ihn dieser Reiz im Augenblick verschwände, wo der Fortschritt des Alters ihm im gleichen Umkreis einen noch stärkeren Gegner verschaffte. Hab und

Gut des Erschlagenen wäre schnell in des andern Hand — für ein paar Jahre, bis sich das alte Schauspiel erneuerte. Von einer menschlichen Gesellschaft könnte schwer die Rede sein. Glauben Sie, daß es die Schwächlinge jener Zeit waren, die diesem Urzustand ein Ende bereiteten? Dem kindlichen Erben seine Habe zu sichern, dem Vater im Sohn die Treue zu halten, mit andern Worten, ein Recht des Erben aufstellen; ich kann mir vorstellen, daß so jenes Recht im Keime entstand, aus dem die Erbmonarchie erwuchs. Der Vorgang dieser Staatswerdung setzt die Treue voraus, von allen anständigen Gefühlen das anständigste. Und ohne diese das Grab überdauernde Treue wäre nichts geworden. Sie wuchs nicht auf dem Boden des Geldes. Auf ihm hätte der Stärkste das Erbe an sich gerissen, Gleichstarke es wie eine Beute zerteilt. Im Anfang des Staates war der Anstand, der den Gedanken des Rechtes schuf. Jacob Burckhardt erzählt in seiner Geschichte der Zeit Konstantins von jenen sassanidischen Großen, die nach dem Tode Hormuz' II. (310) den gesegneten Leib einer seiner Frauen mit der Tiara krönten, und stellt diesen Akt der Treue zum toten Herrscher dem wilden, keinem Rechte unterworfenen Kaiserwechsel im verfallenden Römerreich gegenüber. Glauben Sie wirklich, daß jene Großen alte Weiber waren, zu feige, um sich das in der Tat herrenlose Erbe streitig zu machen, und daher zum Kompromisse solcher Krönung geneigt, die ihrem Reiche — aber das konnten sie

nicht wissen — seinen größten, 72 Jahre regierenden Herrscher Schapur II. geben sollte? Für den einen oder den andern dieser Großen war diese Krönung sicher Opfer und Verzicht auf eine eigene Zukunft im Purpur, und Burckhardt hat recht, den Anstand dieser Haltung der römischen, dem Gelde und dem Biceps unterworfenen Welt entgegenzuhalten, in der mit dem Anstand das Recht aus der Herrschaft verdrängt war und der Staat dem Untergang entgegentrieb wie ein steuerloses Schiff. Und wenn Sie mir sagen, daß der Anstand eine wohltemperierte Angelegenheit der Mittelmäßigkeit sei und keine Achtung vor der Stärke habe, so bitte ich Sie, sich jene Leute zu betrachten, die den Neger-Boxer Johnson bewundern und die zu allen Zeiten und nicht nur am Sinai ums Goldene Kalb tanzten — und dann erzählen Sie mir etwas vom Kultus der Stärke, der mehr wert sei als der Kultus von Recht und von Treue.»

Der Skeptiker: «Mir scheint es so, als hätten jene sassanidischen Großen, wenn sie schon anständig handelten, im Sinne ihres Reiches doch auch äußerst zweckmäßig gehandelt, indem sie ihrem Land endlosen Bürgerkrieg untereinander ersparten. Ihr Anstand scheint also ein wenig der Zweck-Losigkeit zu entbehren, die wir als eine seiner wichtigsten Eigenschaften kennenlernten.»

Der Idealist: «Ich behaupte ja nicht, daß das Paradoxon, der Anstand sei auf die Dauer das Gescheiteste, notwendig falsch sei. Nur daß diese

Eigenschaft nicht seiner Entstehung zugrunde liegt. Dieser Entstehung liegt die Kraft zugrunde, Verzicht zu leisten und das eigene Interesse rücksichtslos einer größeren Sache oder der Stimme der Ehre zu opfern. Beides haben unsere persischen Großen getan. Und ihr Lohn war ein starkes Reich, wie es unter der Tyrannei des Geldes und der Materie nie entstanden wäre. Aber kommen wir zum Ausgang dieses Gespräches zurück. Sie sahen in der Religion die Beherrscherin des Jenseits, im Geld den Beherrscher des Diesseits und frugen mich, ob der Anstand angesichts dieser angeblichen Tatsachen nicht gezwungen sei, zwischen zwei Stühlen zu sitzen. Ich aber sage Ihnen, daß Ihre Auffassung vielleicht den heutigen Zustand schildert, aber daß dies ja für ein Buch über den Anstand gerade die Stunde wäre zu erscheinen. Denn wenn das Geld auf dem Throne der Welt sitzt, dann: Runter mit ihm. Und an seine usurpierte Stelle wieder den Anstand und das Recht, ohne die die Menschen nichts sind als Sklaven und Dreck. Die Macht ist groß und kann jeden ihrer Feinde zum Schweigen bringen. Aber darf dies der Anstand je zum Vorwand seines Schweigens nehmen?»

Der Skeptiker: «Jedenfalls beginne ich zu begreifen, was Sie vorhin vom Don Quixote als dem geheimen Helden jedes anständigen Menschen sagten. Aber sehen Sie die heutige Welt auch richtig? Sehen Sie, wie die Verarmung Europas auch jene unter das Joch des Gelderwerbs spannt, die nie daran

dachten, einmal unter ihm zu stehen? Sehen Sie die beschämende Liste derer, die einst Stand und Beruf jeder Frage an ihren Anstand zu entheben schien, und die heute in Geldpraktiken verwickelt sind, deren sich nie ein alter Kaufmann schuldig machen würde? Geben Sie der Welt den Reichtum zurück, und der Anstand wird sich wieder auf ihren Thron setzen; aber glauben Sie nicht, daß dies auch nur eine Stunde früher geschieht.»

Der Idealist: «Sie fordern mich auf, den Kurszettel und den Wirtschaftsteil der Zeitungen als die Taube Noahs zu betrachten, die mir anzeigt, ob und wann die Stunde der Ehre wieder naht. Und bis dahin sei, so meinen Sie vielleicht, die Tyrannei des Geldes zu tragen. Aber das Reich der Römer ging unter, und das Reich der Sassaniden blühte noch durch Jahrhunderte. Ich habe große Lust, Ihren Satz umzudrehen: Setzen Sie wieder Anstand und Recht auf die Throne der Welt, und der Reichtum kommt wieder, aber nicht eine Stunde früher. Nur ist mir der Nachsatz nicht so arg wichtig wie der Vorsatz. Es hat im übrigen wohl nie eine Minute gegeben, wo der Anstand eine zeitgemäße Sache war. Als die Kunde jener grotesken Krönung des gesegneten Leibes einer Frau aus Seleucia nach Rom oder Byzanz kam, hat man sich dort sicher an den Kaiserhöfen den Bauch gehalten vor Lachen über solchen reaktionären Mummenschanz und jene Perser Toren geheißen, welche die herrenlose Macht nicht fröhlich an sich rissen. Nur

schade, daß die Geschichte dem Mummenschanz Recht gab und nicht den lachenden ‚Übermenschen'. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Versuchung des Geldes eine allgemein verständlichere Sprache spricht als die Forderung des Anstands. Und dies macht den ewigen Kampf der beiden so ungleich. Ein Abgrund trennt sie voneinander. Oder täusche ich mich? Kann die Welt des Geldes und der Gewalt die Sprache des Anstands so täuschend nachahmen, daß sie auch dadurch zur Verführerin wird?»

Der Skeptiker: «Ja.»

VIERTES KAPITEL

VOM WESEN DER EHRE

Es ist nicht möglich, über den Anstand zu sprechen, ohne auf Schritt und Tritt auf den Begriff der Ehre zu stoßen. Daß von ihm zu handeln ungewöhnlich schwer ist, entbindet nicht von der Pflicht, es zu tun. Die Ehre ist in einer nicht auf Gott bezogenen Welt als der höchste ethische Wert geachtet. In Beziehung auf Gott ist er sinnlos. Wir sprechen wohl von der Ehre Gottes, aber dies ist im Grunde ebenso eine Metapher, wie wenn wir vom Königtum Christi sprechen. «Ehre sei Gott in der Höhe» übersetzt kein lateinisches «honor», sondern ein lateinisches «Gloria» und das «Deum timete, regem honorificate» weist ohne weiteres dem «ho-

nor» die diesseitige Welt zu, auch wenn bestimmte liturgische Wendungen es mitunter der «gloria» zur Verstärkung beifügen.

Was ist nun aber für den Einzelnen die Ehre? Dies mit einigen erklärenden Worten so zu sagen, daß auch jemand es verstünde, der nie etwas von diesem Begriff gehört hat, scheint keine Sprache restlos bewältigen zu können. Soweit ich zu erkennen vermag, betrachtet die Gesetzgebung aller kultivierten Völker die Ehre als ein jedem Menschen zugehöriges Rechtsgut, dessen Verletzung ebenso unter Strafe gestellt ist wie die Verletzung von anderen Rechtsgütern des Menschen, seine Gesundheit, sein Eigentum. Aber dieser Ehrenschutz ist in den einzelnen Ländern so sehr verschieden, wie der Ehrbegriff ihnen gemeinsam ist. Wenn der Engländer vor Gericht für seine verletzte Ehre eine Entschädigung in Geld fordert, so ist der Kontinent geneigt, ihm hier das Verständnis zu versagen, wie er dem Engländer ja auch nicht in der Ablehnung des Zweikampfs folgen konnte, für den er in dem frischfröhlichen Boxkampf zwischen erwachsenen und gebildeten Menschen keinen Ersatz erblickte. Andrerseits weist die englische Rechtsprechung auf dem Gebiete der Ehrenbeleidigung eine Praxis auf, um die der Kontinent allen Anlaß hat, England zu beneiden. Ich erinnere mich eines Falles, wo eine der ganz großen englischen Zeitungen einen gegnerischen Politiker durch Enthüllung seines Privatlebens zu schädigen versuchte. Während ein kon-

tinentales Gericht die Zeitung freigesprochen hätte, weil ihr der Wahrheitsbeweis eindeutig und jeden Zweifel ausschließend gelang, verurteilte das englische Gericht gerade aus diesem Grunde die Zeitung zu einer ganz besonders hohen Geldstrafe: weil durch die forensische Feststellung der Wahrheit der Enthüllung die Ehre des Politikers besonders verletzt war. Es handelte sich um das Verhältnis des Politikers zu einer mit ihm nicht verheirateten Frau, gegen das die Zeitung die moralische Entrüstung ihrer Leser wachzurufen versucht hatte. Das Gericht stellte sich auf den Standpunkt, daß der Politiker nicht durch dieses Verhältnis seine Ehre verletzt habe, wohl aber die Zeitung durch dessen Veröffentlichung, die Dinge zur Sprache brachte, die bestenfalls nur den Politiker und seine Freundin, niemals aber die Öffentlichkeit irgend etwas angegangen hätten. Gewiß bestände ein sehr starkes staatliches Interesse daran, daß die Gesetzgebung nicht in den Händen notorisch unmoralischer Menschen liege; aber dem englischen Richter erschien das staatliche Interesse größer, daß das Privatleben geschützt bleibe. Mir will es scheinen, als sei mit solchem die Zeitung verurteilenden Richterspruch ein besserer Ehrenschutz geboten, als wie in einer Gesetzgebung, die durch den von der Zeitung geführten Wahrheitsbeweis den Richter zum Freispruch ihrer im Grunde doch ehrlosen Handlungsweise gezwungen hätte.

Dieser Richterspruch ist als Einleitung zu einer

Betrachtung über die Ehre besonders geeignet, da er die große Frage aufrollt, ob die Ehre eines Menschen etwas ist, was von irgend jemandem andern, als von dem Menschen selbst verletzt werden kann. Um diese Frage zu untersuchen, ist es wichtig festzustellen, daß im Grunde jegliche Ehre auf der Identität von Tat und Wort beruht. Wo sich die Tat eines Mannes von seinem Wort unterscheidet, kann von dem beide zusammenfassenden Begriff der Ehre nicht mehr die Rede sein. Ich darf hier an das Gespräch zwischen dem Skeptiker und dem Idealisten im letzten Kapitel erinnern, wo die Feststellung steht, daß der Anstand es war, der den rein geistigen Begriff des Rechtes und damit den Staat schuf, der Anstand, der den Besitz eines Mannes über dessen Tod hinaus schützte und sich hier, ein Recht des Erben schaffend, als die Grundlage der für die menschliche Gesellschaft notwendigen Stabilisierung des Besitzes erwies. Mag der Vorgang gewesen sein wie immer — der Anstand dieses Aktes bestand im Festhalten an einem dem Sterbenden gegebenen Wort und im Folgenlassen der Tat, trotzdem die natürliche Lust nach dem den Lebensgenuß fördernden Reichtum gegen diese Tat als eine das eigene Interesse schwer beeinträchtigende Dummheit sein mußte. Die Ehre, das heißt die Verpflichtung, dem Wort die Tat folgen zu lassen, siegte über das Geld und wurde zum mächtigsten Grundstein der ersten Staatenbildung. Wie sehr die Ehre nichts anderes ist als die Übereinstimmung von

Wort und Tat, können wir durch ein rasches Gedankenexperiment an unserm oben genannten englischen Politiker nachprüfen. Wenn wir sein Verhältnis zu einer Frau, mag es wie immer geartet gewesen sein, nicht als diesseitig-ehrenrührig empfinden, so wird es doch ein wenig anders, wenn jener Politiker in der Öffentlichkeit die Unmoral solcher Verhältnisse gegeißelt oder in emphatischer Weise die Heiligkeit der Familie gelehrt hätte, kurz, wenn er in seinem Wort ein anderer gewesen wäre als in seiner Tat. Nicht die Taten des Tartuffe sind schlecht, sondern seine Gemeinheit besteht darin, daß er Grundsätze bekennt, ohne nach ihnen zu leben. Hierin liegt seine Ehrlosigkeit.

Das Geheimnis, warum Spielschulden Ehrenschulden sind, trotzdem das Spiel, und vor allem das Glücksspiel, wahrhaftig nicht den Anspruch erheben kann, als eine ehrenvolle Beschäftigung zu gelten, liegt einzig in dieser Definition, daß die Ehre nichts anderes sei als die Treue zum Wort. Wer sich an einen Spieltisch setzt, gibt mit dieser Tat, ohne daß es nach geltender Sitte einer Erklärung bedürfte, den Partnern sein Wort, daß er die dort allenfalls entstehenden finanziellen Verpflichtungen innerhalb vierundzwanzig Stunden begleicht. Da Spielschulden keine vor Gericht einklagbaren Schulden sind, ist ja dieses Wort die einzige Garantie in den Händen der Partner, daß sie wirklich zu ihrem allenfallsigen Gewinn kommen. Ein Spieler, der sich mit der Erklärung an den Spieltisch setzte, daß er

gar nicht daran denke, jemals seine Spielschulden zu zahlen, würde ganz bestimmt nicht ehrlos handeln, aber er würde wohl keine Partner finden, die ohne Gewinnchance das Risiko des Verlustes übernähmen. Gibt der Spieler aber diese Erklärung, daß er nichts zahlen werde, nicht ab, so verpflichtet er sich, die nicht einklagbare Schuld, mit der er sich möglicherweise belastet, innerhalb der üblichen, aber natürlich durch vorherige Abmachungen auch anders festsetzbaren Frist zu begleichen. Und wenn er dies dann nicht vermag, dann ist eben der Fall gegeben, daß einem Wort die Tat nicht folgt, das heißt eben der Fall der Ehrlosigkeit. Er hängt nicht davon ab, ob man das Glücksspiel moralisch bejaht oder verneint. Diese Frage scheidet vollkommen aus, ebenso wie der Jammer, daß von dem Begehen einer Dummheit ein so hoher Wert, wie es die Ehre eines Menschen ist, abhängen soll. Dies ist nicht das Problem, das einzig in der Feststellung liegt, ob ein Ehrenmann sein Wort hält.

Wenn beim Kaufmann der Bankrott als ehrlos gilt, so geht dies auf den gleichen Grund zurück, daß der Bankrott den Kaufmann verhindert, dem verpflichtenden Wort die einlösende Tat folgen zu lassen. Hier wird der Begriff der Ehre am deutlichsten von den Begriffen von Schuld und Unschuld getrennt. Die Ursachen, die den Bankrott des Kaufmanns zur Folge haben, können sich dem Einfluß des Kaufmanns vollkommen entziehen und sehr wohl auch den solidesten, in keiner Weise dem

Glücksspieler vergleichbaren Kaufmann treffen. Die Ehre ist eben ein Ding für sich, auf das ein Mensch nur solange Anspruch hat, als er imstande ist, seinem Wort die Tat folgen zu lassen. Ist er dies aus irgendeinem Grunde nicht mehr, so besitzt er nicht mehr die Ehre, ganz gleich, ob er an diesem Nichtmehr-Imstandesein eine Schuld trägt oder nicht.

Die Eigenschaft, die den Menschen an seinem Worte festhalten, d.h. die Ehre bewahren läßt, ist die Treue. Sie ist das «Mark der Ehre» und ihr Fehlen ist mit dem Fehlen der Ehre völlig identisch. Ein Vertrauen zu täuschen, einen Freund im Stiche zu lassen, sind mit den Begriffen der Ehre vollkommen unvereinbare Dinge. Wenn die Sonnenuhr die Eigenschaft hat, nur die heiteren Stunden anzuzeigen, so muß es zu allen Zeiten der Ehrgeiz der Treue sein, auch in den düsteren Zeiten des Unglücks und des Verlassenseins zu leuchten.

Aus der Begriffswelt der Treue heraus schöpft das «Dienen» seinen hohen ethischen Wert und seinen inneren Glanz, das Dienen, nicht deshalb, weil man muß, das sklavische Dienen, sondern weil man sein Wort gab, es zu tun. Hier zeigt sich wieder, wie sehr die Welt des Anstands für den Aufbau der menschlichen Gesellschaft und deren staatlicher Organisation grundlegend war. Hätte das Dienen keinen Anteil an der Welt der Ehre, wäre das Wort vom «ehrenvollen Dienst» ein Widerspruch in sich selbst, wie etwa der «ehrenvolle Raubmord», nie wäre aus der Vielzahl der Menschen ein Staat ge-

worden oder wenigstens nie hätte ein Staat autoritative, d. h. auch ohne Zwangsmittel wirksame Macht erhalten.

Nur wenn man sich über das Wesen der Ehre als Treue der Tat zum Wort klar geworden ist, hat man eine Grundlage zur Untersuchung der Frage, ob und unter welchen Umständen die Ehre beleidigt oder geschädigt werden kann. Der oft gehörte Spruch, daß die Ehre ein inneres Gut sei, das niemals von außen verletzt werden kann, ist ein bißchen zu billig, um ganz richtig zu sein. Vernichtet kann die Ehre von außen nicht werden. Das kann jeder nur selbst tun, indem er einem gegebenen Wort die Tat nicht folgen läßt, sein Wort also bricht. Aber verletzt kann die Ehre von außen werden. Sie gleicht hierin ein wenig dem einer so gänzlich anderen Welt angehörenden Kredit in finanziellen Dingen, der auch von außen geschädigt werden kann. Wenn ich jemanden als einen Menschen darstelle, bei dem Wort und Tat nicht in Einklang stehen, so verletze ich zweifellos seine Ehre, weil ich das Vertrauen zu ihr untergrabe. Schon jemanden einer Lüge, d. h. einer bewußten Unwahrheit zu zeihen, schließt zweifellos eine solche Beleidigung in sich. Und die gerichtliche Praxis wohl aller einen Ehrenschutz kennenden Staaten geht dahin, dem Worte «Lügner» den beleidigenden Charakter zuzuschreiben, der eine strafrechtliche Verfolgung rechtfertigt, während der Vorwurf einer Unwahrheit, ohne den Beisatz, daß sie bewußt ausgespro-

chen wurde, diesen Charakter nicht besitzt. Die Unwahrheit als solche gehört ja nicht der Welt des Anstands, sondern jener der Erkenntnisse an.

Wie steht es aber mit dieser Anekdote: Zwei Offiziere verschiedener Generationen unterhalten sich. Der Jüngere erzählt dem Älteren: «Als ich gestern abend nach Hause ging, bin ich von einem Betrunkenen angerempelt worden.» Der Ältere: «Na, da haben Sie doch hoffentlich den Kerl gleich niedergeschlagen!» «Was», sagt der Jüngere, «niedergeschlagen? Rührt es an Ihre Ehre, wenn Ihnen vom Dach ein Ziegel auf den Kopf fällt? Nein, ich habe ihn nicht niedergeschlagen, ich bin vom Fußsteig heruntergegangen.» Scheinen sich hier nicht zwei Ehrbegriffe so gegensätzlich gegenüberzustehen, daß es fast unmöglich ist, beide «Ehr»-Begriffe zu nennen?

Es ist kein Zweifel, daß unsere Zeit, zumal wenn es sich um einen Betrunkenen handelt, dessen Beleidigungsabsicht der vollen Bewußtheit entbehrt, ganz bestimmt dem Jüngeren recht geben würde. An sich ist freilich die bewußte Anrempelung auch in der Welt des hier aufgestellten Ehrbegriffes eine Beleidigung, insofern sie eine Anzweiflung des Mutes des andern ist, und der Mut schließlich immer die Voraussetzung dafür bleibt, daß jemand dem Wort die Tat folgen läßt. Wir nehmen nicht an, daß der ältere Offizier mehr «Mut» habe als sein jüngerer Kamerad, noch weniger nehmen wir an, daß seinem Raufbedürfnis die Situation mit dem Betrunkenen

besonders behagt hätte. Wenn für ihn die Anrempelung eine wirkliche Beleidigung war, und es eine Ehre zu verteidigen galt, so kann die Verschiedenheit der Handlungsweise sich nur aus einer Verschiedenheit der Anschauung ableiten lassen, wie sie zwischen zwei Generationen, auch zwischen Vater und Sohn, so häufig ist, daß sie beinahe natürlich erscheint. Für die ältere Generation war, jedenfalls in monarchischen Staaten, die Uniform «der Rock des Königs». Der sie tragende junge Offizier war ein wirklicher «lieu-tenant», ein Stellvertreter, ein Repräsentant des Mannes, dessen Ehre zu schützen der geleistete Fahneneid befahl. Schützte man sie nicht, so brach man den Eid. Die Beleidigung in Anbetracht der Trunkenheit des Beleidigers gewissermaßen als nicht geschehen anzusehen, sie zu vergeben, steht nur jenem frei, dem sie zugefügt ist. Fühlte sich aber der Offizier nicht für sich, sondern als Träger des «Rocks des Königs» beleidigt, so hatte er an sich gar nicht die Möglichkeit solcher «Vergebung» und mußte, so unangenehm die Lage bestimmt für jeden anständigen Menschen war, aus dem vom Fahneneid abgeleiteten Ehrbegriff heraus die Beleidigung sühnen. Dieser Fall ist daher in seiner besonderen Lagerung von anderen Fällen von Ehrbeleidigung völlig zu trennen und hat den Charakter des für jeden anständigen Menschen naheliegenden Eintretens für einen Abwesenden, das hier durch den Fahneneid zur Ehrenpflicht wird. Ähnliches wird in allen Fällen gelten,

wo die Absicht des Beleidigers klar zutage tritt, nicht den Einzelnen zu beleidigen, sondern die Gemeinschaft, der er angehört, und wo für den Beleidigten eine wirkliche Verpflichtung gegenüber dieser Gemeinschaft in einem gegebenen Wort besteht. Eine Haltung, die in der Geschichte der studentischen Korporationen zu beobachten ist.

Wo dieses Wort aber nicht besteht, ist die Ehre eines Menschen nicht im Spiel, und wer vollends sie durch einen Betrunkenen gefährdet glaubt, wird kaum der Gefahr des Vorwurfs entgehen, daß er über das Wesen der Ehre wohl nur ungenügend nachgedacht hat. Man kann das Ausweichen des jüngeren Offiziers vom Fußsteig, wenn ihn kein gegebenes Wort zu anderer Handlung verpflichtete und wenn er etwa gar als Angehöriger einer verpflichteten Gemeinschaft gar nicht erkennbar war, mit dem besten Willen nicht als ehrlos bezeichnen, da er, von solchen Verpflichtungen ledig, völlig Herr der Entscheidung war, ob der Betrunkene sein Ehrgefühl auf die Probe stellen wollte oder nicht.

Denn hier steckt zweifellos dem allgemeinen Empfinden nach — wir deuteten es schon an — eine wirkliche Möglichkeit, die Ehre eines Menschen zu verletzen, indem man — auch ohne es auszusprechen — durch geringschätzige Behandlung die beleidigende Zuversicht zu erkennen gibt, daß der andere nicht bereit sei, für seine Ehre einzutreten. Wenn die Ehre im Grunde nichts anderes ist als die von einem Menschen gewährleistete Sicherheit, daß er

seinem Wort unter allen Umständen und selbst um den Preis seines Lebens die Tat folgen lassen würde, so gibt es zweierlei Punkte, an denen diese Gewährleistung und damit die Ehre angezweifelt werden kann. Erstens der Nachweis, daß der Betreffende schon einmal dem Wort nicht die Tat folgen ließ und mithin sein Wort wertloser Schall und er ein Mann ohne Ehre ist. Zweitens etwa diesem Argument zufolge: «Du redest große Worte, aber wenn's darauf ankommt, ihnen die Tat folgen zu lassen, wirst du bestimmt versagen; denn du hast ja gar nicht den Mut, dich und dein Leben dafür einzusetzen!» So wird der Vorwurf des mangelnden Mutes auch zur Wertminderung für das gegebene Wort und damit zu einer Anzweiflung der Ehre eines Mannes. Uns scheint dies so selbstverständlich, daß es wie bei allen sogenannten Selbstverständlichkeiten ganz nützlich ist zu zeigen, daß sie doch keine sind. Denn im Grunde genommen sind die meisten Dinge, die durch Mut erreicht werden können, auch durch geistige Überlegenheit zu erreichen. Auch ihren Mangel vorgeworfen zu bekommen, etwa ein Dummkopf genannt zu werden, empfinden wir als Ehrenkränkung, wenn auch nicht als eine so schwere wie die Anzweiflung des männlichen Mutes. In seinem Essay über Machiavelli macht Macaulay darauf aufmerksam, daß sich eine Zeitlang der italienische Ehrbegriff von dem der nördlichen Länder dadurch unterschied, daß in ihm nicht der Mut, sondern die geistige Überlegenheit wertbestimmend

im Mittelpunkt stand. Dies entspricht etwa dem Ruhme, der die Denkmäler eines Colleoni und Gattamelata entstehen ließ, obwohl deren Feldzüge im wesentlichen auf ein kluges Vermeiden von Blutvergießen in offener Schlacht hinausliefen. In ihrer Klugheit lag ihre Ehre. Und erst der Franzoseneinfall Karls VIII., der die Schlacht nicht mied, brachte wieder das Pathos des Lebenseinsatzes zu Ehren, dem dann Ariost und Tasso ihre Lieder sangen. Macaulay beleuchtet diesen Unterschied des Denkens durch das sehr feinsinnige Beispiel, daß im gleichen Jahrhundert ein italienisches und ein nordisches Publikum auf Othello und auf Jago geradezu gegensätzlich reagiert hätten, sodaß das auf dem Ehrbegriff aufgebaute Drama hier und dort in Sinn und Lehre vollkommen verkehrt worden wäre.

In unserer Welt freilich gehörte der Mut als Bereitwilligkeit zum Lebenseinsatz, um dem Worte die Treue zu halten, ganz wesentlich und untrennbar zum Begriff der Ehre. «Ne sacramentum fidei fallerent», damit sie ihren Treueid nicht brächen, seien die Schweizergarden bei der Verteidigung der Tuillerien am 10. August 1792 gefallen, so erzählt Thorwaldsens Löwe in Luzern, und man müßte schon recht stumpf sein, um von dem heroischen Schwung des Gedankens nicht ergriffen zu werden. Das Schlachtfeld ist das Feld der Ehre schlechthin. Nicht als der tragische Ort, wo Menschen ihr Leben verloren, sondern als das ehrwürdige Feld, auf dem

Menschen lieber starben, als daß sie ihrem Schwur zur Fahne untreu geworden wären. Für unser Empfinden schwingt im Worte Ehre immer irgend etwas von Todesverachtung mit, ein Hauch der Gefahr, der selbst dem Leichtsinn des Glücksspiels einen leichten Mantel von Ehre um die Schultern wirft. Rostand läßt seinen Cyrano sterben mit den Worten «Mon Panache» auf den Lippen, das in seiner Unübersetzbarkeit ein Stückchen vom Kamm des kriegerischen gallischen Hahns und ein Stückchen Zierde des ritterlichen Helms zum Symbol dessen verbindet, was für den Sterbenden seine Ehre war. (Seltsam übrigens, daß im Ehrbegriff des Rostandschen Cyrano auch die intellektuelle Komponente nicht fehlt. Ich weiß nicht, ob ein deutscher Dramen-Soldat in letzter Stunde darauf hinwiese, daß ein Molière ihm seine Einfälle gestohlen habe.)

Die Verbindung zwischen Ehre und Mut scheint uns so unlöslich, daß es meinen Lesern beinahe überflüssig und gekünstelt vorgekommen sein mag, wenn ich es für einer kleinen Betrachtung wert hielt, auch diese Verbindung aus dem Wesen der Ehre als Wort-Tat-Identität zu erklären. In der Tat liegt ja die Ehrlosigkeit des Feigen in dem Mißtrauen, das seine Feigheit gegen sein Wort einflößt.

Die Enge dieser Verbindung aber hat im Laufe der Zeit ein Quiproquo erzeugt, als sei der Besitz des Mutes zugleich der Besitz der Ehre. Die Duellsucht, die einst auch die Malteserritter so sehr erfaßte, daß sie ganz triebhaft über die hier besonders

verpflichtenden religiösen Lehren den Sieg davon trug, die Raufhändel der Studenten im 16. und 17. Jahrhundert und ihre bis in unsere Zeit fortlebenden Reste sind im Grunde Erzeugnisse dieses Mißverständnisses: als sei eben das Zeigen von Mut allein schon die ehrenhafte Handlung.

Das Einschreiten gegen das Duellwesen, das zu gewissen Zeiten zu einem Duellunfug auszuarten drohte und vielfach auch wirklich ausartete, hat zur Einrichtung jener Ehrengerichte geführt, die es sich zum Ziel gesetzt haben, die Fragen der Anstandswelt in ähnlicher Weise zu entscheiden, wie die Strafgerichte über kriminelle Fälle urteilen. Es verdient angemerkt zu werden, daß es an Versuchen nicht gefehlt hat, durch Verstaatlichung solcher Ehrengerichte die unzulängliche Welt des Anstandes der Welt des Staates zu unterwerfen. Diese Versuche sind wegen ihrer inneren Unmöglichkeit immer gescheitert. Man möchte annehmen, daß, wenn irgend jemand in der Geschichte Aussicht gehabt hätte, den Gedanken solcher Unterwerfung zu verwirklichen, dies Ludwig XIV. von Frankreich gewesen wäre. Er war wir kein anderer vor und nach ihm als König absoluter Herr des Staates und zugleich als erster Edelmann seines Reiches von allen denkbaren Anstandsrichtern der Erde im Bezirk dieses Reiches sicher der unbestrittenste. In seinem Werk «De l'amour» erzählt Stendhal von dem Ehrengericht, das Ludwig XIV. in Frankreich errichtet hat und das nach seinen Bestimmungen aus den

Marschällen von Frankreich bestand. Der Versuch scheiterte. Die öffentliche Meinung lehnte ihn vollkommen ab. Sie sah darin, ob mit Recht oder mit Unrecht bleibe dahingestellt, ein in seinen Urteilen nicht ausschließlich von den Gesetzen der Ehre, sondern von dem politischen Willen des Königs abhängiges Gericht und erkannte feinfühlig die Unmöglichkeit, beides so voneinander zu trennen, wie es das Vertrauen in die Autorität und die Gerechtigkeit eines Gerichtes verlangt. Trotzdem alle Ehrengerichte an der Schwierigkeit kranken, die es für Außenstehende immer gegenüber Fragen der inneren Entscheidung geben wird, hat es für die Beurteilung der aus solcher Entscheidung geborenen Taten wohl immer Ehrengerichte gegeben, seitdem der Begriff der Ehre als Gesetzgeber des anständigen Handelns erkannt wurde. Ich weiß nicht, ob der Versuch Ludwigs XIV., seinen Anspruch auf absolute Herrschaft auch auf die Ehrengerichte auszudehnen, in anderen Ländern und zu anderen Zeiten eine Wiederholung fand. Jedenfalls hatten sie nirgends Bestand und der Anstand hat zu allen Zeiten seine Autonomie zu wahren verstanden auch dem mächtigsten Staate gegenüber, indem die Gesellschaft darauf bestand, ihre Ehrengerichte durch Wahl, nicht durch Ernennung zu erhalten.

Eine Betrachtung der sich hier ausdrückenden gegensätzlichen Beziehungen des Anstandes und der Macht wäre unvollständig, wenn sie nicht erwähnte, daß der Anstand aus seiner geistigen Na-

tur her die Mitgift bekommen zu haben scheint, sich im Erdulden von Machteingriffen merkwürdig lebendig zu erhalten. Soll die Macht vor den Gesetzen des Anstandes haltmachen, so muß ihr Träger gegen ihre Verführungen gewissermaßen immunisiert sein, wie es die alten Dynastien, zumal ein Mann, der wie Ludwig XIV. von frühester Kindheit an König war, im allgemeinen wohl sind. Plötzliche und unerwartete Machtfülle bedeutet aber für das Gefühl für Anstand und Ehre sehr häufig auch bei ehrlichen Menschen die ernstlichste Bedrohung. Die gleichen Wiedertäufer, deren Herrschaft im westfälischen Münster heute noch schaurige Erinnerungen auslöst, waren vor der Erlangung der Macht sicherlich exaltierte, aber jedenfalls von besten Empfindungen bewegte Menschen und erhielten wieder das gleiche, des Mitleides nicht unwürdige Gesicht, als sie nach dem Zusammenbruch ihrer Macht vor dem Richter standen. Das Mißtrauen, das das Volk der wohlbekannten Figur des Neureichen entgegenbringt, wandelt diese Gefahr, die wir angesichts plötzlicher Macht betrachtet haben, in der Sphäre plötzlichen Besitzes gewiß recht interessant ab.

Umgekehrt machten wir schon auf eine Bedrohung der Macht und ihres Repräsentanten, des Staates, durch ein an sich natürliches Anstandsgefühl aufmerksam: durch die Sympathie mit den Schwachen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der das Volk fast überall sich seinerzeit für die Buren einsetzte und die in

unsern Tagen im Krieg Italiens gegen Abessinien in gewissem Sinn eine Neuauflage zu erleben schien, kann nicht anders als anständig empfunden werden und dünkt mich ein deutlicher Beweis für die Tiefe der Wurzeln, die der Anstand im Volksgefühl hat. Hier scheint sogar, wie wir sahen, einer seiner wesentlichsten Grundzüge, der Gerechtigkeitssinn, zu schweigen, da das Volksgefühl sich weigert, die doch immerhin vorhandenen Argumente des Stärkeren auch nur einer Prüfung zu unterziehen. Es ist klar, daß dieses Schweigen des Gerechtigkeitssinnes für den Staat als den Träger der Rechtsordnung nicht ohne Gefahren ist. Ich möchte den sehen, den es in einem Prozeß zwischen einem hochmögenden Adeligen oder einem Schwerindustriellen gegen einen armen Teufel von Handwerker nicht juckt, von vornherein die Partei des Handwerkers zu ergreifen oder dem Reichtum des Bestohlenen die Armut des Diebes als ein gültiges Argument entgegenzuhalten. Der Kurfürst Maximilian I. von Bayern hat in seinen nachgelassenen Ermahnungen an seinen Erben, den berühmten «Monita paterna», den merkwürdigen Satz: der Herrscher müßte dafür sorgen, daß der Arme geschützt werde, dem Reichen aber kein Unrecht geschehe. Hier wird das staatliche Gebiet der Rechtspflege gegenüber den Versuchungen des Anstands in Schutz genommen, und dieser Satz erscheint uns um so weiser, je unpopulärer er klingt. In einer Betrachtung über die Verschiedenheit der Bereiche

von Anstand und Staat darf er jedenfalls nicht fehlen.

Doch, um nach solcher notwendiger und nützlicher Abschweifung über das Thema Anstand und Macht wieder zu dem mißglückten Versuch Ludwigs XIV. zurückzukehren: Dem Einschreiten gegen das entartete Duellwesen lag nicht etwa ein Nachlassen der Empfindlichkeit des Ehrgefühls zugrunde, da es doch vielmehr der Versuch war, das eigentliche Wesen der Ehre von dem Mißverständnis zu befreien, unter dem es gänzlich zu verschwinden drohte. Denn die Ehre ist wahrhaftig nicht die Sache des erfolgreichsten Raufbolds, sondern jene des stärksten Charakters. War der erwähnte Versuch angesichts der autonomen Welt des Anstandes auch mißlungen, so war doch wenigstens der Gedanke richtig und fruchtbar, daß die in dieser Welt der Ehre notwendig lebenden Körperschaften aus ihrer eigenen Mitte heraus Stellen mit richterlicher Entscheidungsgewalt schufen, die in jedem einzelnen Konfliktsfalle zunächst einmal die Frage untersuchten, ob die Ehre eines Menschen überhaupt in Mitleidenschaft gezogen sei. Erst wenn diese Frage bejaht war, sollte dem Ehrenrat das Ehrengericht folgen, das die Frage entschied, wie der Fall zu erledigen sei. Es konnte doch sein, daß der, welcher die Ehre seines Nächsten beleidigt hatte, durch diese Beleidigung selbst eine Ehrauffassung gezeigt hatte, die stark der Korrektur bedurfte. Nicht wenige Staaten erkannten die Gültigkeit des End-

spruchs dieser Gerichte dadurch an, daß sie den der Ehre verlustig Erklärten oder den sich dem Spruch nicht Unterwerfenden aus den Reihen ihrer Diener ausschlossen. Da die Praxis dieser Endsprüche in immer abnehmendem Maße auf Unvermeidbarkeit des Zweikampfes erkannte, wobei unter bestimmten Bedingungen dem religiösen Standpunkt vollauf Rechnung getragen wurde, gelang es wirklich, wenn auch in sehr langer und langsamer Entwicklung, den Begriff der Ehre wieder von dem Mißbrauch zu säubern, der mit ihm getrieben worden war. Der in neuester Zeit, zumal in Deutschland, durchgeführte Versuch, den Grundsatz der Ehrengerichte für alle Stände durchzuführen, ist, so weit ich erkennen kann, der einzige bisher gemachte wirkliche Schritt, das Chaos der modernen Gesellschaft wieder ständisch zu gliedern. In der Welt des Anstands scheint er mir stärkste Beachtung und uneingeschränkte Zustimmung zu verdienen. Sein Erfolg wird freilich wie bei den Ehrengerichten Ludwigs XIV. ganz und gar von der Wahrung seiner Autonomie gegenüber der staatlichen Macht abhängen.

Das Kapitel der Ehre ist damit freilich noch nicht abgeschlossen. Ihr heikelster und vielleicht schwierigster Teil bleibt noch zu schreiben übrig, jener Teil, der von der Frau handelt. Nicht von der Ehre der Frau. Ein vielleicht nicht ganz höflicher, aber ein im Grunde sehr ritterlich mehr die Grenzen der weiblichen Stärke berücksichtigender Gesichts-

punkt hat der Frau gegenüber die Strenge gemildert, mit der er vom Manne die Identität von Wort und Tat fordert. Der Ausdruck ein «Manneswort» hat einen verpflichtenderen Klang als der Ausdruck ein «Frauenwort», und das wird wohl immer so bleiben. Die Ehre der Frau liegt letzten Endes in der Tugend, heißt es. Ich kann nicht sagen, daß dieser Satz sehr befriedigend klingt. Einmal, weil dann die weibliche Ehre grundsätzlich etwas ganz anderes wäre als die Ehre des Mannes, dann aber, weil die Sprache unfreundlich genug ist, das Wort «virtus» (das ja zugleich Tapferkeit bedeutet) zu einer ausschließlich virilen, männlichen Angelegenheit zu machen.

Die Stellung der Frau aber in der männlichen Ehre war zu allen Zeiten abhängig von der Stellung der Frau im allgemeinen. Wo immer diese im Eigentumsbegriff stecken blieb, wie es ungefähr wohl auch von der orientalischen Ehe zu vermuten ist, war diese Beziehung nicht mit einer besonderen Ehrenempfindlichkeit betont. Wenn in dieser Welt die Frau geschützt, ihr Räuber verfolgt und erschlagen wurde, so geschah ja beides auch bei jeglichem anderen Eigentum je nach seinem Wert mit größerer oder geringerer Leidenschaftlichkeit. Da war an sich nicht viel, was die Frau von diesem anderen Eigentum unterschied, höchstens daß ihr Raub auch ihr zum Verhängnis wurde, während die dem Räuber abgejagte Geldtruhe wieder ruhig an ihren Platz zurückkehrte. Aber hier

Spuren von Ehrempfinden zu vermuten, geht wohl nicht an.

Ganz anders freilich ist es in der abendländischen Welt, wo die Verbindung von Mann und Frau in der Ehe sakramentalen Charakter hat, das heißt mit einem bindenden Schwur verknüpft ist, der wie jedes gegebene Wort an die Welt der Ehre appelliert. Es ist in dieser Welt keine Betrachtungsweise möglich, die ein Bruch dieses gegebenen Wortes mit der Ehre vereinbaren läßt, am allerwenigsten auf der Seite des Mannes, der sich immer klar zu sein hat, daß sein männliches Wort, wenn auch vielleicht nicht mehr, so doch in seiner größeren Verantwortlichkeit besonders verpflichtet. Aber diese Zeilen würden sich wohl einer Anmaßung schuldig machen, wollten sie weiter in die geheimnisvolle, geschlossene Heiligkeit der Ehe dringen, mit ihren Rücksichten auf Familie und Kinder, mit ihrer besonderen Welt der Liebe, des Verstehens, des Verzeihens, deren Wärme freilich eine auch nur in der Ehe mögliche Eiseskälte von Haß, Verkennung und Rachsucht gegenüberstehen kann, die stärkste Skala menschlicher Leidenschaften also, welche die Urwaldnähe auch in der kultiviertesten Menschheit verrät. Hier den Maßstab der Ehre anzulegen, gleicht ein wenig dem Gedanken, einem Vulkan mit dem Fieberthermometer zu nahen. Gewiß gehört er angelegt und ist auch immer angelegt worden, und die menschliche Gesellschaft wäre in ihrem Kerne bedroht, wenn sie den Bereich der Ehe aus dem Be-

reich der Ehre entließe. Aber in der riesigen Kampffront, in der sich die beiden Hälften der Menschheit, die männliche und die weibliche, von jeher in Liebe und Haß gegenüberstehen, sinkt der Ehrbegriff herunter zu einem Hilfsmittel, Unbändiges zu binden, zu einem Versuch, eine menschliche Ordnung durchzusetzen, wo die natürlichen Gewalten der Schöpfung selbst die Gesetze ihres scheinbaren Chaos noch nicht geoffenbart haben.

Was aber der Frau in der Welt der Ehre ihre besondere Stellung anweist, ist nicht so sehr die Tatsache, daß man das eigene in der Ehe gegebene Wort als bindend empfindet, als die andere und hier völlig neue, daß man dieses Wort auch für andere bindend hält. Nach unserem Empfinden stellt es die schwerste Ehrenbeleidigung für einen Mann dar, wenn jemand nach seiner Frau greift. Und dieser Jemand, den schließlich kein Wort bindet, daß er solchen Einbruch in eine Ehe unterlasse, der also scheinbar zwar eine andere Ehre verletzt, aber nicht die eigene, hat zu allen Zeiten als ehrlos gegolten. Für sein Tun hat die Welt der Ehre bisher noch keine Sühne gefunden. Hier gibt es keine Abbitte, und von allen Konflikten zwischen Ehre und Religion ist dieser vielleicht der größte, daß die Ehre hier die Verzeihung verbietet, die die Religion befiehlt, obgleich die Stellung beider zur Heiligkeit der Ehe die gleiche ist. Nun erzählt die Geschichte, daß es Zeiten gab, die mit unerbittlicher Strenge das Gesetz der Ehre zur Anwendung brachten und den

Ehemann zwangen, die Frage des «Er oder ich» als eine so gebieterische anzusehen, daß keine noch so weite Trennung, sondern nur der Zweikampf sie zu lösen berufen war. Andere Zeiten vernahmen das Gebot mit weniger bereiten Ohren, gewiß nicht, um jenem der Religion gerecht zu werden, sondern aus schmählicheren Gründen. Welche Zeiten die ehrbewußteren waren, kann keinem Zweifel unterliegen. Waren es auch jene, in denen die Heiligkeit der Ehe auch höher stand? Wir wissen nicht viel davon, da wir ja auch im Grunde uns noch nicht klar sind, ob der Hauch der Gefahr ein anziehender sei oder ein abschreckender; aber wir neigen doch wohl zu der Meinung, daß der Frau jedenfalls der Mann begehrenswerter scheint, dem jener Hauch ein anziehender ist — weil jeder wirkliche Mann ganz bestimmt und in jeder Lebenslage die Gefahr mehr liebt als ihr Fehlen. Die Verteidigung der Ehe durch die Ehre, ohne welche die Ehre selbst zerbräche, bleibt eine Verteidigung, die in der eigengesetzlichen Urwelt der Geschlechter den Angriff häufig weniger abwehrt als erzeugt.

Konstruktiv anders und nur aus dem patriarchalischen Gedanken vom Eigentum und seinem Schutz heraus ist die Auffassung zu erklären, daß auch die unerlaubte Annäherung an die Tochter die Ehre des Vaters angreift. Hier sind ausschließlich natürliche Verhältnisse im Spiel, aber kein Eid und kein Wort, dessen Nichteinlösung den Verlust der Ehre bedeuten würde. Und doch hat vor allem

auch das Drama sich dieses Themas bemächtigt und in vielen Gestalten, am klassischsten in jener des Calderon'schen Richters von Zalamea, der Rache der gekränkten Vaterehre ein Denkmal gesetzt. Aber ich hoffe nicht als frivol zu gelten mit der Feststellung, daß sich seit den drei Jahrhunderten, die uns von Calderon trennen, in den Kampffronten der beiden Geschlechter die weibliche eine fühlbare, von ihr wohl als Fortschritt gefeierte Änderung vollzog, die dem stolzen Begriff der Vaterehre nicht wenig Boden entzog. Die öffentliche Meinung jedenfalls neigt dazu, heute der Tochter genügend Selbstverantwortlichkeit zuzusprechen, daß sie ihre Mißbilligung, wenn eine solche in Frage kommt, allenfalls auf die Tochter beschränkt, den Vater vielleicht bemitleidet, aber nicht als ehrlos betrachtet. Der Anstand wird heute sich mit der Billigung begnügen, wenn der strenge Ehrbegriff des Vaters sich mit der Ehre der Tochter identifiziert. Die Mißbilligung, wenn der Vater es nicht tut, weil er die Selbstverantwortlichkeit der Tochter anerkennt, wird kaum mehr sehr viel Verständnis finden können. Die Stellung der Ehre liegt allein in der Welt der menschlichen Gesellschaft als eine klare Gesetzgebung fest. Gegenüber der Urwelt der Triebe aber werden ihre Grenzen immer ein wenig schwankend bleiben, der Grenze des Festlands vergleichbar, die in Ebbe und Flut es abzeichnet gegen das geheimnisvolle, urweltliche Meer.

FÜNFTES KAPITEL

VON DER KAMERADSCHAFT

Der Anstand ist die innere Geisteshaltung eines Menschen. Diese Feststellung bedeutet aber keineswegs, daß den Beziehungen des Anstandes zum Mitmenschen nur jene bescheidene Rolle zukäme, welche die Äußerlichkeit neben der Grundhaltung allein beanspruchen kann. Denn diese Beziehungen sind für den Anstand mehr als nur Äußerungen, mehr als Äußerlichkeit, sie sind sehr wesentlicher Bestandteil von ihm. In diesen Beziehungen leben ja gewöhnlich jene Leidenschaften, die der Anstand bis zur gesellschaftlichen Ungefährlichkeit dämpfen will. So ist die Humanität in ihrem schönsten und harmonischsten Sinne eines der Hauptmerkmale des Anstandes. Wir werden im Verlaufe dieser Betrachtungen der Auswirkung dieser Humanität im Verkehr mit den Menschen einen besonders breiten Raum einräumen müssen, gerade weil sie ein wichtiger Wesensteil des Anstandes ist, durch den in jedem Einzelnen eine wirkliche Erziehung zum Anstand stattfinden kann und auch stattzufinden pflegt.

Wir haben den Imperativ der Ehre kennengelernt, unter dem der Anstand steht, wenn auch seine Forderungen mit den Erfordernissen der Humanität nicht notwendig übereinstimmen. Und wir wollen nun einen Sonderfall dieser Humanität vorwegnehmen, weil auch er an den Anstand bestimmte, der allgemeinen Humanität mitunter sogar widerspre-

chende Anforderungen stellt. Wir meinen den ganzen Begriff der Kameradschaft.

Er ist in keiner Weise gleichzusetzen dem Begriff der Freundschaft. Den Freund sucht man sich aus oder glaubt man sich auszusuchen, den Kameraden nicht. Die Treue zum Freund ist, wenn das Wort Freund wirklich seinen vollen Sinn haben soll, eines jener Gefühle, die ihre Begründung in sich selbst tragen. Die Treue zum Kameraden ist eine Pflicht, die, vom Anstand diktiert, der Person nicht achten darf, der sie gilt. Es genügt, daß der andere Kamerad sei, damit der Anstand ohne weiteres die Verpflichtung fühle, sich in besonderer Weise für ihn einzusetzen, und zwar nicht nur in Form einer liebenswürdigen, aber im Grunde nichtssagenden und nichtserreichenden Geste, sondern mit der ganzen Persönlichkeit und, wenn es sein muß, mit dem eigenen Leben.

Der Begriff der Kameradschaft ist kriegerischen Ursprungs. Gemeinsamer Kampf schafft gemeinsames Interesse, gemeinsames Schicksal bringt gemeinsame Not. Ein Heer ohne den Begriff der Kameradschaft ist vor dem Feind, der diesen Begriff bewußt in einen der Brennpunkte seiner Erziehung stellte, zum vornherein weit unterlegen. Jene Waffentaten, die aus dem Geiste der Kameradschaft und der von ihr gebotenen Hilfeleistung geboren sind, tragen in sich einen ethischen Schwung, der den Sieg besser verbürgt als selbst das genialste taktische Manöver. In diesem Sinne freilich besitzt

die Kameradschaft ebenso wie in ihrer Rechnung auf Gegenseitigkeit eine Art von Zweckmäßigkeit, die sie aus der reinen Sphäre des Anstands zu entfernen scheint. Aber diese Entfernung ist nur eine scheinbare. Im einzelnen Soldaten bleibt die Kameradschaft jener Appell an seine Selbstlosigkeit und an seinen Opfermut, der das Wesen des Anstands ausmacht. Ein schlechter Kamerad ist niemals ein anständiger Mensch und kaum jemals ein guter Soldat. Aber die Erziehung, deren Schauplatz die Schlachtfelder sind, pflegt gewöhnlich — und hier kennt die Geschichte kaum eine Ausnahme — so gründliche Arbeit zu machen, daß eine kampfgewohnte Truppe ganz von selbst in sich jenen heroischen Geist des Einsatzes für den andern erzeugt, der auch in friedlicher Zeit aus der Wesensart des Feldzugssoldaten nicht mehr wegzudenken ist. Dieser Geist kennt auch in der diszipliniertesten Truppe den Unterschied von Vorgesetzten und Untergebenen nicht mehr, und ein Offizier, der einen Untergebenen im Stiche ließe, ein Mann, der seinem Offizier die Treue des Schlachtfeldes bräche, würden beide so schnell zum gemiedenen Paria, daß sich hier die Scheidung von Anstand und seinem Gegenteil mit einer Unerbittlichkeit vollzieht, die das friedliche Leben nicht kennt. Die Kameradschaft umschließt ein Heer von seinem obersten Führer bis herunter zum letzten Mann, und daß gerade die erfolgreichsten Heerführer der Geschichte den meisten Sinn für die Verpflichtung der Waffen-

brüderschaft besaßen, daß ihnen das Wort «Kameradschaft», mochte die Strenge ihrer Disziplin noch so groß sein, niemals zur Redensart festlicher Tage wurde, sondern immer lebendige Wirklichkeit war, ist ganz natürlich. Diese Haltung ist eine der wichtigsten Grundbedingungen des Erfolges, dem sie das Gedächtnis der Geschichte verdankt. Die Forderung des Mannes geht längst nicht so sehr nach dem milden Vorgesetzten als nach dem anständigen. Ihm allein gehört sein Vertrauen. Was aber die Kameradschaft der Mannschaften untereinander betrifft, so kennt die Geschichte jedes Krieges von ihrem Heldenmut erschütternde Geschichten, und niemand zählt jene, deren Gedächtnis verwehte, sei es, daß die Einsamkeit der Gräber ihre Vollbringer alsbald deckte, sei es, daß die wunderbare und jedem Ehrgeiz immer unbegreifliche, keusche Bescheidenheit des Anstands von Dingen schweigen ließ, deren Erzählung manches tönende Heldenepos beschämen würde.

Es ist bekannt, daß für diesen Geist der Ritterlichkeit die Schlachtfront keine Grenze bedeuten kann. Jeder gute Soldat hat in sich ein so starkes Gemeinschaftsgefühl, daß für ihn auch der sonst mit der ganzen Unerbittlichkeit der Stunde bekämpfte Gegner an diesem Gefühle teil hat. Die Erscheinung ist so alt wie der Krieg selbst. Dem Anstand gebührt der Ruhmestitel, das einzige menschliche Gefühl zu sein, das der Donner der Geschütze nicht zum Schweigen bringt.

Vom Schlachtfeld her ist der Begriff der Kameradschaft zunächst auf die Felder des sportlichen Wett-

streits übergegangen und hat hier in seiner die Gegner verbindenden Auswirkung jenen Geist des «fair play» erzeugt, der aus den Sportplätzen vielfach wahre Volksschulen des Anstandes macht. Indem er seine Gesetze in Spielregeln kleidet, erzwingt er sich zunächst auch beim rauhesten Gesellen jene Beachtung, durch die allein die Zulassung zum Spiele erreicht werden kann, um dann seine erzieherische Arbeit mit mehr oder weniger Erfolg zu beginnen. Man braucht sich nicht gleich einem übertriebenen Optimismus hinzugeben, wenn man in dieser Erziehungsarbeit einen unter allen Umständen erfreulichen Vorteil unserer Zeit vor ihren Vorgängerinnen erblickt. Die Regeln des «fair play» erfüllen ihre Befolger mit einer ihnen bisher unbekannten Genugtuung. Die Genugtuung wächst zu einer neuen Form der Selbstachtung, und, wenn auch vielleicht noch nicht der Anstand selbst, so liegt doch plötzlich seine Grundlage in einer Seele, die bisher wesentlich robuster in den Lebenskampf zu blicken gewohnt war.

Auf dem Wege der Kameradschaft den Anstand zu lehren, gleicht ein wenig jener auch schon versuchten Umkehrung der Graphologie, bei der man den Charakter eines Menschen dadurch zu modeln versucht, daß man ihm eine entsprechende Schrift beibringt. Aber wir möchten dem Versuch doch im großen ganzen günstige Zukunftsaussichten geben, vorausgesetzt, daß die Hände, die ihn machen, sehr sorgfältig ausgewählt sind. Denn der Fall, daß der

Umgang mit dem Besseren den Schlechteren auf die Ebene des andern hinaufziehe, pflegt beträchtlich seltener zu sein als seine Umkehrung. Im Kampf vor dem Feind mit seinen tausenderlei Möglichkeiten praktischer Betätigung, in denen selbst der unfertige Jüngling in wenigen Stunden zum fertigen Mann reifen kann, spielt natürlich die pädagogische Seite der Kameradschaft so gut wie keine Rolle. Im friedlichen Leben aber und unter unfertigen Menschen ist dies wesentlich anders. Was die Kameradschaft hier an wertvollen Eigenschaften wie Selbstlosigkeit und Opfersinn erzeugt, und was jedem nahelegt, sie zu begrüßen, dem kann sie andrerseits ein gehöriges Quantum an sehr negativen Eigenschaften gegenüberstellen, die vor diesem Allheilmittel eine warnende Stimme immerhin rechtfertigen. Das Verantwortungsbewußtsein jedes Einzelnen für sein Tun kann in der Welt des Anstands genau so wenig wie in jener der Religion ohne Gefahr geschwächt werden. Die Meinung, man könne einen Fehler mitmachen, weil alle oder viele Kameraden ihn mitmachen, ist vielleicht nicht in jedem einzelnen Falle gefährlich: in der Gewöhnung ist sie es bestimmt. Jeder unfertige Charakter hat eine unheimliche Sehnsucht danach, daß ihm eine Entscheidung und damit eine Verantwortung von irgendwoher abgenommen werde. In einer Welt des Befehls zu leben, bedeutet auch für den erwachsenen und verantwortungsbewußten Menschen geistig vielfach eine Zeit der Erholung. Das Anzie-

hende, das der soldatische Dienst auch für viele geistig hochstehende Menschen hat, liegt in diesem Erholungsbegriff. Die Welt der Kameradschaft aber ist eine Welt des ungesprochenen Befehls. Wird sie zur Welt des täglichen Lebens, so erhält sie die nicht stärkende, sondern im Grunde eigentlich schwächende Eigenschaft der ewigen Erholung. Es ist ein ungutes Kapitel, das wir auf diesen Seiten schon ein paarmal streifen mußten, daß neben den vielen Offizieren in den kriegführenden Ländern, die sich nach dem Krieg in allen Berufen zum Teil vorzüglich bewährten, der Hundertsatz jener, die es nicht taten und die sich z. B. im kaufmännischen Beruf vom geborenen Kaufmann an Anstand und Ehrenhaftigkeit weit übertreffen ließen, viel größer ist, als er sein dürfte. Die Welt des Befehls ist der Welt des Charakters nicht unter allen Umständen günstig. Und die Welt der Kameradschaft, die jener so nah verwandt ist, ist es auch nicht. Die Aussichten, aus Kameradschaftlichkeit aus irgendeiner selbstverschuldeten Lage eines Tages doch wieder herausgerissen zu werden und in der Kameradschaft mildere Richter zu finden, als man suchen dürfte, stellt sicher keine Verschärfung des allein charakterbildenden Bewußtseins dar: in allen Fragen des Gewissens, wozu jene des Anstands gehören, allein stehen zu müssen und allein zu stehen. Auch droht jeder Kameradschaft, zumal von jungen und unfertigen Leuten, die Gefahr, sich selbst eine Art von Ehrenkodex zu schaffen, an dessen Spitze unge-

fähr der Paragraph steht, daß jener Gemeinschaft anzugehören ein so ungeheurer Vorteil sei, daß die übrige Welt ihm gegenüber nur als eine Welt minderen Rechts erscheint. Die Frage, ob solche Erziehung eine besondere Lebenstüchtigkeit hervorzurufen imstande sei, ist nicht jene, die wir hier zu beantworten haben. Die Frage aber, ob sie den anständigen Menschen erzeuge, ist zu verneinen. Denn die Achtung vor fremdem Recht und fremder Anschauung ist und bleibt schließlich das Alpha und Omega von allem, was Anstand heißt.

Ein Wort sei noch zu jener Art von Kameradschaft gesagt, die wir unter dem Namen Solidaritätsgefühl kennen und die die Angehörigen eines Berufes miteinander verbindet. Die Mißachtung dieses Gefühls ist mit dem Anstand ganz bestimmt nicht vereinbar, ja, man kann sagen, daß dieses Gefühl sogar in ganz besonderer Weise ein Kennzeichen des Anstands ist: contra naturam insofern, als dieses Solidaritätsgefühl gerade jene Menschen einander verpflichtet, die im Kampf ums Leben einander die natürlichen Gegner wären, den Arzt dem Arzte, den Rechtsanwalt dem Rechtsanwalt, den Ingenieur dem Ingenieur. In der Welt der Solidarität ist somit einigermaßen dafür gesorgt, daß es nicht zu den Auswüchsen kommt, welche die ein solches Gegengewicht entbehrende Welt der Kameradschaft bedrohen. Das Sprichwort, daß eine Krähe der andern kein Auge aushacke, dürfte übrigens davor gesichert sein, eine übertrieben rigorose Anwendung zu finden.

DRITTER ABSCHNITT

DIE LEHRE DES ANSTANDS: DIE EHRFURCHT

SECHSTES KAPITEL

DIE EHRFURCHT ALS ERZIEHERZIEL

«‚Wohlgeborene, gesunde Kinder bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte, dieses zu entwickeln ist unsere Pflicht, öfters entwickelt sich's besser von selbst. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei. Könnt ihr es selbst finden, so sprecht es aus!' Wilhelm bedachte sich eine kurze Zeit und schüttelte sodann den Kopf.

Jene, nach einem anständigen Zaudern, riefen: ‚Ehrfurcht!'»

In «Wilhelm Meisters Wanderjahren» stellt Goethe mit diesen Worten die Ehrfurcht in die Mitte des Erziehungsprogramms seiner pädagogischen Provinz. Er gliedert sie in dem dreifachen Gruß, den er dort seine Schüler lehren läßt, in die Ehrfurcht nach oben, nach unten und nach dem Gleichen. Wenn wir die Beziehungen des anständigen Menschen zur Umwelt betrachten wollen, kann ich mir kein zentraleres Wort vorstellen als diese Goethesche Ehrfurcht. Daß es an die Ehre anklingt, deren gesetzgeberische Stelle in der Welt des Anstands wir kennengelernt haben, ist für den Philologen ein Zufall der deutschen Sprache, der sich in keiner anderen Sprache wiederholt, eines jener tiefen Geheimnisse, an denen unsere Sprache so reich ist. (Wo in aller Welt nennt man den Poeten, der einem

Gedanken seine dichteste Form gibt, einen «Dichter», sein Erzeugnis ein «Gedicht»?)

Wenn die folgenden Kapitel es sich zur Aufgabe gestellt haben, die Äußerungen der allgemein menschlichen Beziehungen des Anstands einer Betrachtung zu unterziehen, so werden wir finden, daß alle diese Äußerungen in diesem einen Begriff der Ehrfurcht zusammengefaßt werden können. Dies gilt von den Beziehungen der Lebensalter untereinander, dies gilt von den Beziehungen der Stände, von den Beziehungen des Vorgesetzten zum Untergebenen, von reich und arm; dies gilt vor allem von den Beziehungen der Geschlechter und endlich von jenen zur belebten und unbelebten Natur. In diesem einen Wort scheinen sich die Grenzen der Welten des Anstandes und der Religion am allernächsten zu berühren.

In dem Goetheschen Wort verdient vor allem eines hervorgehoben zu werden, was die oberflächliche Betrachtung zu übersehen pflegt. Für diese nämlich scheint der Anstand eine angeborene Eigenschaft zu sein, etwa wie ein gutes Sehvermögen oder vielleicht eher noch wie ein Temperament, etwas also, mit dessen Fehlen der Erzieher sich abfinden müßte, wie er dies bei den sonstigen geistigen Eigenschaften seines Zöglings zu tun genötigt sein wird. Wäre es so, so würde dieses Buch zunächst ebenso sinnlos sein, wie ein Buch über «Die Kunst, cholerisch zu sein». Indem Goethe der Ehrfurcht und nur ihr den einen Sonderplatz anweist, daß niemand

sie auf die Welt bringe, macht er die Welt des Anstands zu einem Lande, das schlechthin jeder erobern kann, der sich den Begriff der Ehrfurcht anzueignen vermag. Es ist das natürlichste, daß zu solcher Aneignung das biegsame Alter der Kindheit als das geeignetste angesehen und die Erziehung zur Ehrfurcht neben der Sorge um die Entwicklung der natürlichen Eigenschaften und Fähigkeiten als Aufgabe der Pädagogik betrachtet wird. Aber mit dieser Verlegung in die Erziehungssphäre sind die Zugänge zur Welt des Anstandes natürlich ebensowenig erschöpft, wie etwa die Schule doch auch nicht die einzige Erkenntnisquelle für den Menschen bedeutet. Wem immer im Leben, sei es durch ein Erlebnis, sei es durch das Studium der alle Gedanken über das Sein umwälzende Begriff der Ehrfurcht aufgeht und wer immer ihn sich dann in natürlicher Folge zu eigen macht, dem wird es auf dieser Grundlage nicht mehr möglich sein, in irgendeiner Lage unanständig zu handeln. Wie das Wesen der Ehre in der Achtung vor dem gegebenen Wort besteht, so besteht das Wesen des Anstands in der Ehrfurcht vor dem Gottgegebenen, und indem jenes als die Ehrfurcht vor dem eigenen Selbst bezeichnet werden kann, wird es zu einem Teil von diesem, untrennbar von ihm, wie die Ehre vom Anstand untrennbar ist.

Daß die Ehrfurcht keine angeborene Eigenschaft des Menschen ist, sehen wir am Treiben aller der Erziehung noch nicht unterworfener Kinder. Die

Witze «Aus Kindermund» leben meist von dieser Ehrfurchtslosigkeit, durch die Gegenüberstellung der kindlichen Weisheit und des kindlichen Forschungsdranges zur konventionellen Welt des Erwachsenen. Das Kind, das einer Puppe den Bauch aufschneidet, um zu sehen, was drin ist, ist zwar ein sehr natürliches, aber doch im Grunde ein ehrfurchtsloses Kind, welches das Gegebene nicht als solches nimmt. Niemand wird Lust haben, eine solche Handlung, die ja letzten Endes auch jene des erwachsenen Forschers ist, etwa als eine unanständige Haltung zu betrachten, oder sich darüber aufregen, wenn die Jagd nach der Erkenntnis sich zunächst als Zerstörungstrieb äußert; aber fast unbewußt sucht doch jede Erziehung das Kind hervorzubringen, das die Puppe nicht mehr aufschneidet. Denn jede wirkliche Erziehung, wenn anders sie diesen Namen verdienen will, hat die Ehrfurcht genau so zum Ziel wie jene Weisen, die Goethe seinem Wilhelm auf dessen Wanderjahren begegnen läßt. Man kann sagen, daß die Erfurcht ein Kennzeichen der Gebildeten und der Ungebildeten sei. Nur der Halbgebildete kennt sie nicht und hat für sie den Spott seiner Unkenntnis.

Ich fürchte, daß wir uns heute eine Frage nicht ersparen dürfen, die Goethes Wilhelm noch gut unterlassen konnte. War die Ehrfurcht wirklich jene einzige Eigenschaft, die niemand mit sich auf die Welt bringt, so liegt jedenfalls einer skeptischen Zeit die Frage nahe, warum man sich dann be-

mühte, sie den Kindern beizubringen. Es wäre dies eine Frage würdig der Göttin der Vernunft, und vielleicht liegt gerade hierin der Grund, warum der alternde Goethe der Wanderjahre sie nicht aufwarf. Schließlich hatte das Schicksal der ehrfurchtslosen Welt jener Göttin eine Antwort gegeben, die zur Zeit des Dichters noch alle Gemüter mit einigem Schauder erfüllte. Die «Humanität» als Erziehungsziel, «damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei», bedurfte für eine Generation keine Begründung, die in der Hochburg abendländischer Kultur die Folgen ihres Fehlens gesehen hatte. Es ist natürlich möglich, dem «Du sollst nicht stehlen» die neugierige Frage folgen zu lassen, «Warum denn nicht?», eine Frage, die um so gefährlicher ist, je mehr ihre Antwort weiten Ausholens und zu ihrem Verständnis wohl auch einiger Erfahrung bedarf. Sie übersteigt gewiß keineswegs und nirgends die Grenzen der Vernunft, indem sie etwa genötigt wäre, an das religiöse Gebiet zu appellieren; aber sie kann sehr wohl die Vernunft des Einzelnen übersteigen, der mit einigem Recht sagen wird, daß die menschliche Ordnung doch kaum daran zugrunde gehen werde, wenn er für seine Person, wo keine Möglichkeit einer staatlichen Verfolgung zu bestehen scheint, sich von der Erfüllung des Gebotes in einem bestimmten Falle dispensiert glaubt.

Wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß der Anstand eine der beiden Hauptstützen der menschlichen Gesellschaftsordnung sei, gleichwertig

dem natürlichen Recht, so daß die Erziehung zum Anstand als eine Grundforderung angesehen werden kann, die jene Ordnung an den Einzelmenschen stellt. Wenn es wirklich nötig wäre, auch hiefür Goethes Autorität anzurufen, so steht in den «Betrachtungen im Sinne der Wanderer» der lapidare und mit keinerlei Kommentar umschriebene Satz: «Es gibt zwei friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.» Eine Menschheit, die nicht wieder in das Reich der kriegerischen Gewalten,d. h. in jenes des Faustrechts zurückfallen will, muß diese beiden friedlichen pflegen und ihre Achtung zum Ziel ihrer Erziehung machen.

Die Analysierungswut des 19. Jahrhunderts, von der es freilich vielen scheinen wird, daß ihre Haupt- und Glanzzeit wenigstens in der wissenschaftlichen Welt heute schon vorüber sei, hat in der Welt des Anstands die größte Bresche geschlagen — ihre sublimste Frucht, die Psychoanalyse, hat sie ja geradezu zu einer Welt der Hemmungen degradiert und damit zerstört. Der gewöhnliche Mann, der etwa in der Liebe eine Angelegenheit von Drüsen sah, empfand es irgendwie als ungeheuer zeitgemäß, aus dem größten Mysterium der menschlichen Natur den Geist vertrieben und durch einen chemisch-physikalischen Mechanismus ersetzt zu haben, und machte sich in der Freude über soviel «Vernunft» keinen Deut von einem Gedanken darüber, ob nicht vielleicht doch außerhalb der chemisch-physikalischen Welt noch eine andere bestände, jene geheim-

nisvolle Welt des Geistigen, für die Chemie und Physik nicht die Herrscher, sondern die Diener sind. Auf die nie ergründbaren Geheimnisse dieser Welt des Geistes das kindliche Gemüt hinzuweisen, das heißt es zur Erfurcht erziehen. Denn Ehrfurcht erzeugt nur das Nichtgewußte, das Geheimnis. Der am meisten Wissende, der Gelehrte, wird, trotz der vielen ehrfurchtslosen «Warums», auf denen er nach Art des Kindes sein Leben aufbaut, auch am meisten Ehrfurcht besitzen, nicht wegen der Größe seines Wissens, sondern wegen des wacheren Bewußtseins von den Grenzen dieses Wissens. Es ist kein Zufall, daß die Geschichte keinen wirklichen Gelehrten kennt, bei dem man auch nur in die Versuchung kommen könnte, ihm den Anstand abzusprechen. Das «Tout comprendre, c'est tout pardonner», das einen so großen Ausschnitt aus der Weltanschauung des Anstands umschreibt, trägt dieser Erfahrung Rechnung, auch wenn es aphoristisch den Mittelsatz ausläßt, daß das «Alles verstehen» auch die Kenntnis der Existenz von soviel Unverständlichem, soviel Geheimnisvollem in sich schließt.

Wäre es möglich, alle Kinder eines Volkes zur wirklichen Gelehrsamkeit zu erziehen, so wäre dieses Tun mit der Erziehung zur Ehrfurcht gleichbedeutend. Die Verschiedenheit der geistigen Gaben und die praktische Notwendigkeit des täglichen Lebens, machen dieses Ziel unerreichbar und unwünschbar. Die Erziehung zur Ehrfurcht, das heißt das Bestreben, dem kindlichen Verstand von der Welt des

Geistigen und ihrer überragenden Bedeutung auch dann einen Begriff zu geben, wenn die Warums schon frühzeitig anfangen ohne Antwort zu bleiben, weil dieser Antwort das Verständnis fehlen würde — diese Erziehung muß also andere Wege gehen als die des reinen und ausschließlichen Unterrichts. Entgegen kommt ihr, wie ein geheimnisvolles Erinnern, daß der Mensch mehr sei als nur ein Körper, die merkwürdige Sucht vieler Kinder, tote Gegenstände ihrer Umgebung mit Geist zu erfüllen. Da gibt es einen Kieselstein, der sicher tödlich beleidigt wäre, wenn er einmal nicht in der Hosentasche mitgenommen wird. Ds gibt es ein Scheit Holz, das nicht nur als Puppe gedacht wird, sondern weit darüber hinaus ein eingebildetes, aber darum nicht weniger wirksames Leben führt, das Rücksichten und Opfer verlangt, wie es ein lebender Mensch kaum mit gleichem Erfolg könnte, und dem um Himmels willen niemand mit der gleichen Absicht nahen dürfte, die das gleiche Kind vielleicht gestern der anderen Puppe den Bauch aufschlitzen ließ. Dieser Vergeistigungstrieb ist im Kinde recht eigentlich die Gegenkomponente zum Zerstörungstrieb, und die Frage, welcher von beiden mit stärkerem Nachdruck in den Bahnen der Vernunft der größeren Pflege bedarf, ist vielleicht die Kernfrage der Erziehung zur Ehrfurcht. Sie wird beim phantasievollen Kind bestimmt leichter sein als beim phantasielosen, denn die ehrfürchtige Vorstellung der bestehenden, aber nicht erfaßbaren geistigen Welt

appelliert ja an die Phantasie; aber es wäre ein trauriges Versagen der Erziehungskunst, wenn sie nicht vermöchte, auch dem phantasielosen Kind die wahrhaft erlösende Wohltat der Ehrfurcht zu geben. Von solcher Erziehungskunst hier zu handeln, dispensieren den Verfasser sein Gegenstand und seine Unkenntnis. Aber, daß die Quelle des Anstands die Kinderstube sei, lebt so sehr im Bewußtsein der Menschen, daß dieses Buch nicht umhin konnte, wenigstens aufzuzeigen, warum sie es ist.

SIEBENTES KAPITEL

EIN GESPRÄCH ÜBER DAS WESEN DER EHRFURCHT

Der Skeptiker: «Halt! Verzeihen Sie, wenn ich Sie wieder einmal unterbreche. Aber ich fürchte, daß der von Ihnen vielleicht doch ein bißchen unvorsichtig zum geistigen Ahnen proklamierte Don Quixote in Ihren Gedankengängen wieder ungebührlich rumort. Es ist sehr schön, was der alte Goethe über die Ehrfurcht sagt, und ich sehe ihn förmlich vor mir: wie er mit seinen großen, eine Welt förmlich trinkenden Forscheraugen in dem stillen Weimar spazierengeht. Durch die Macht seines Genius ist er freilich von soviel Ehrfurcht umgeben, daß er wohl in die Versuchung fallen konnte, dieses schöne Gefühl für welterfüllender zu halten, als es unserer Zeit möglich ist. Ich gebe zu, daß ein Goethe

von dem Übermaß der Ehrfurcht, das ihm wurde, wollte er nicht daran ersticken und verderben, seiner Umgebung und allem, was da kreucht und fleucht, ein gut Teil zurückzugeben als ein natürliches Bedürfnis empfand. Er stellte so jene Harmonie des Nehmens und Gebens wieder her, die gerade für seinen Genius beinahe zum Lebensinhalt geworden war. Aber unser Buch erscheint ja nicht 1830, sondern über ein Jahrhundert später. Ich wundere mich manchmal, daß zu der Entwicklungslehre, die der Stolz des 19. Jahrhunderts war, noch kein Nachtrag erschienen ist, der alle jene Symptome aufzählt, aus denen zu schließen wäre, daß der Mensch zum mindestens geistig sich zur Ameise weiter zu entwickeln beginnt. Und da wollen Sie nun mit einem so gewichtigen Wort wie ‚Ehrfurcht' hineinplatzen, das den Besten unter uns, den besonders hochverdienten Forschern, einem halben Dutzend Künstlern und Denkern, aus allgemeiner Unwissenheit kaum mehr entgegengebracht wird. Gerade bei jenen Besten revoltiert aber das Innerste, wenn sie infolge der Geschäftigkeit der Reklame diese Hochachtung mit Preisboxern, Radfahrern und Filmstaren teilen müßen, von denen eben auch gesagt werden darf, daß sie auf einem bestimmten Tätigkeitsgebiet über dem Durchschnitt stehen. Vergleichen Sie Ihre Bereitwilligkeit, hier die Ehrfurcht zu versagen, mit Ihrer Forderung, sie zur Grundhaltung des anständigen Menschen zu machen — und Sie werden wenigstens jenem Teil meines Einwandes Verständ-

nis entgegenbringen, dem das Wort Ehrfurcht mit seinem leichten Weihrauchgeruch fast peinlich übertrieben vorkommt.»

Der Idealist: «Ich verstehe Ihren Einwand so sehr, daß es mir, wenn wir uns weiter über den Anstand unterhalten wollen, ganz unerläßlich erscheint, uns mit Ihren Bedenken zu befassen. Mir scheint es dafür zunächst wichtig, hier den Satz zu wiederholen, den wir vor ein paar Seiten lasen, nämlich, daß nur das Nichtgewußte, das Geheimnis, Ehrfurcht erzeugt. Wenn Sie etliche Forscher, Künstler, Denker als der Ehrfurcht würdig bezeichnen, so entspringt diese Bezeichnung doch vor allem der Tatsache, daß Sie diese Männer Dinge vollbringen oder vollbracht haben sehen, zu denen Sie selbst niemals imstande wären und deren Weg zur Vollendung Sie sich auch so gut wie gar nicht vorstellen können. Wenn Michelangelo mit einem paar Dutzend Farbtöpfen und unter Arbeitsverhältnissen, unter denen keinem von uns beiden auch nur ein einprägsamer Strich glücken würde, die Sixtinische Kapelle so sehr mit dem Geist seiner Visionen erfüllte, daß keiner heute noch diesen wahrhaft heiligen Raum als der gleiche verlassen kann, als der er ihn betrat; wenn jeder mehr oder weniger deutlich einen Schimmer dieses Geistes in sich mitnimmt und dessen Gültigkeit und die Unerschöpflichkeit seiner Wirkung damit bezeugt — diese auf Erden vielleicht nicht mehr erreichte Spannung zwischen der Armseligkeit des Werkzeugs und der Gewalt

seines Ausdrucks — so liegt in ihrem Geheimnis das Ehrfurcht Erzeugende vor uns. Und wenn Sie das erzeugte Gefühl Ehrfurcht vor dem Genie Michelangelo nennen, so bleibt Ihnen dies gewiß unbenommen, vorausgesetzt, daß Sie sich klar bleiben, daß hier ein Name für ein Geheimnis steht. Nur wenn Sie diese Voraussetzung erfüllen, wird es Ihnen möglich sein, dem Ihnen allzu gewichtig erscheinenden Wort ‚Ehrfurcht' die Allgemeingültigkeit zuzubilligen, die das Geheimnis hat, mit dem jedes Geschöpf umgeben ist. Ein Geheimnis aber ist ein Ding, dessen Größe man nicht ermessen kann. Könnte man es, so wäre eben von einem Geheimnis nicht mehr die Rede. Wenn ich Ihnen Michelangelos Farbtöpfe in Erinnerung rief und die Wirkung dessen, was er daraus machte, so scheint Ihnen in der Größe des Unterschieds von beiden Ihre Ehrfurcht begründet, und Sie zollen einer einmaligen und wahrhaft ungeheuerlichen Leistung den Tribut, der ihr gebührt. Aber geben Sie sich, bitte, nicht der Illusion hin zu glauben, die vielleicht im Gedanken meßbare Spanne zwischen Ursache und Wirkung (die ja hier groß und augenfällig genug ist, um sich als Beispiel zu empfehlen) gebe irgendeinen Maßstab für das Geheimnis des Menschen, das ihr zugrunde liegt. Dieses Geheimnis wäre auch dann vorhanden gewesen, wenn Julius II. und Paul III. den Auftrag zur Ausmalung der Kapelle nicht dem großen Florentiner gegeben hätten. Daß dieses unmeßbare Geheimnis und nicht die schließlich doch irgend-

wie meßbare Leistung der Gegenstand der Ehrfurcht sei, diese Lehre betrachte ich als die vornehmste Grundlage in der Erziehung zum anständigen Menschen.»

Der Skeptiker: «Das riecht ein wenig nach einer Art von wohltemperiertem Pantheismus! Indem Sie die gloria einiger weniger Menschen, die wie Wegmarken ihres Geschlechts durch die Jahrhunderte ragen, in das Dunkel eines Geheimnisses zurückschrauben, wie es in jedes Menschen Brust ruhen soll, treffen Sie eine Verallgemeinerung, die mir nicht ohne Gefahr für den ganzen Begriff der Ehrfurcht erscheint. Der Satz, daß Raffael auch ohne Arme der großartige Maler geworden wäre, hat doch wohl nicht ganz den Sinn, daß nun jeder Mann ohne Arme ein verkannter Raffael sein könnte und daher an der von diesem beanspruchten Ehrfurcht einigen Anspruch habe.»

Der Idealist: «Sie mißverstehen immer noch meinen Gedankengang. Ich denke gar nicht daran, der bewundernden Achtung vor der vollbrachten Leistung irgendwie Abbruch zu tun oder den Versuch der Lehre, der Anstand sei auf der Ehrfurcht aufzubauen, etwa auf dem Paradox zu begründen, diese Ehrfurcht gebühre einem jeden deshalb, weil man von ihm nicht wissen könnte, ob er nicht schließlich doch der bekannte Raffael ohne Arme sei. Sehr im Gegenteil. Wenn ich nach dem Vorschlag Goethes die Erziehung zum anständigen Menschen auf der Ehrfurcht aufbauen will, so muß

ich trachten, diese Ehrfurcht gerade dem Menschen gegenüber zu erwecken, der ganz bestimmt nicht jener unglücklich verkrüppelte Raffael ist, ja der wahrscheinlich keine einzige Achtung erfordernde Leistung aufzuweisen hat, sondern nur die eine und unabweisbare Tatsache, daß er ein Mensch und als solcher, wie jedes Geschöpf, umweht ist von dem Geheimnis, von dessen Unmeßbarkeit zu sprechen mir gerade Michelangelo besonders geeignet erschien. Mein Verhalten zu Michelangelo und den ihm Ebenbürtigen ist ja ganz bestimmt kein Problem des Anstands. Beträte er etwa in diesem Augenblick mein Zimmer und sähe ich in sein durch die zertrümmerte Nase verunstaltetes Gesicht mit jenen melancholischen Augen, hinter denen einst das grandioseste Weltbild seit Dante Gestalt angenommen hatte, so entstünde in mir ein solcher Überfluß verehrender Gedanken, daß ich keine Sorge hätte, ihm auch dann ‚anständig' gegenüberzutreten, wenn seine Persönlichkeit noch so ruppig und unzugänglich wäre, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen sie schilderte. Der Mann hätte sich wahrhaftig bei mir nie und nimmer über den Mangel an Ehrfurcht zu beklagen. Aber so interessant dieser Besuch an sich sein möchte, so gleichgültig ist er für unser Buch. Denn so, wie die Dinge liegen, ist es ungleich wahrscheinlicher, daß der Mann, der meine Arbeit störend mein Zimmer betritt, nach einer halben Stunde anregenden Gesprächs über das Wetter und gemeinsame Bekannte etwa mein Leben versichern will oder

wortreich die Auffassung vertritt, daß zu meinem Heile nur zwei, drei Orient-Teppiche fehlen, von denen er zufällig einen Posten, unerhört an Kostbarkeit, zu erstaunlich billigen Preisen zur Hand hat. Hier und nicht beim Besuch Michelangelos ist das Problem der Erziehung und des Anstandes aufgeworfen; hier steht ein Mensch vor mir, von dem ich höchstwahrscheinlich nichts anderes weiß, als daß er mich stört. Ich darf voraussetzen, daß es mir mit dem besten Willen nicht möglich ist, den Willen meines Besuchers zu erfüllen. Es gibt vielerlei Formen, ihm dies mitzuteilen. Daß ich von ihnen jene wähle, die seine Menschenwürde mehr heben als kränken, das stellt an meinen Anstand und meine Erziehung gewisse Forderungen, an deren Erfüllung es sich erprobt, ob ich beide besitze.»

Der Skeptiker: «Ich kann nicht behaupten, daß es mir sonderlich schwer falle, mir die Lage vorzustellen; aber ich könnte mir denken, daß diese nicht so sehr an das Problem der Ehrfurcht rührt, als an das Problem, wie komme ich am raschesten wieder zu meiner Arbeit zurück. Da Sie wahrscheinlich die Scheu des gebildeten Menschen vor Brachialgewalt haben, werden Sie natürlich dafür eine Form suchen, die den Gesetzen der Höflichkeit nicht widerspricht, das heißt: die brachiale Gewalt durch eine oratorische ersetzen.»

Der Idealist: «Wir sind uns noch nicht ganz einig. Natürlich möchte ich tunlichst bald an meine Arbeit zurückkehren. Wenn ich jedoch mich zu jener Welt

rechnen will, die ich die anständige nenne, so wird neben diesen Wunsch auch der andere gebieterisch treten, meinem vermutlich um seine Existenz ringenden Besucher, da es schon kein Auftrag sein kann, wenigstens keine Beschämung mit auf den Weg zu geben. Nur die Erzeugung dieses zweiten Wunsches ist Gegenstand der Erziehung. Der erste stellt sich wahrhaftig rasch genug von selbst ein und wird mit seiner Ungeduld auch oft genug dem zweiten energisch entgegenarbeiten.»

Der Skeptiker: «Ich verstehe, wo Sie hinauswollen. Um in ihren Zöglingen den zweiten Wunsch zu erzeugen, möchten Sie in ihnen die Ehrfurcht vor dem Mitmenschen oder wenigstens eine Fiktion dieser Art hervorrufen.»

Der Idealist: «Immer noch klappt die Geschichte nicht ganz. Würde ich so handeln, wie Sie es mir vorschlagen, so gliche ich einem Religionslehrer, der darauf verzichtete, seinen Schülern den Glauben und das Wissen von Gott beizubringen, und sich damit begnügte, sie ein Leben zu lehren, ‚als ob' es einen Gott gäbe. Das mag ein braver Mann sein, aber es ist kein Religionslehrer. Wenn ich meinen Besucher so behandelte, ‚als ob' ich vor ihm Ehrfurcht empfände, so käme, fürchte ich, dabei ein sehr lächerliches Benehmen heraus; denn hier hätte das Wort Ehrfurcht wirklich den geradezu grotesk übertriebenen Sinn, den Sie anfänglich bei ihm befürchteten. Sie würde ihren Träger nur unsicher, exaltiert oder schüchtern machen und jedenfalls die

Gefahr mit sich bringen, seine menschliche Haltung einem Zwang zu unterwerfen. Eine Erziehung aber ist zweifellos schlecht, wenn sie es nicht erreicht, daß ihre Lehren zwanglos befolgt werden, mit anderen Worten, dem Schüler in Fleisch und Blut übergehen. Jede Erziehung muß so sein, daß ihr Ergebnis nicht so sehr wie anerzogen, sondern wie angeboren erscheint. Erst dann beherrscht sie wirklich das Dasein und die Denkungsweise eines Menschen. Und unsere Überzeugung von der Unersetzlichkeit der ‚guten Kinderstube' — die wahrhaftig kein Standesvorrecht ist — besagt nichts anderes. Die Erziehung, die ich im Auge habe, zielt daraufhin, daß schon das Kind ein wenig über das Geheimnis des Menschen nachzudenken lernt, jenes Geheimnis, ohne das es keine Ehrfurcht gäbe. Es muß den Abgrund sehen, der es von jedem anderen Menschen trennt, es muß sehen, daß über diesem Abgrund der andere, mag er sein, wer er will, genau so ein Leben für sich führt, wie es selbst es führt; es muß aus den Mißverständnissen, denen jedes Kind seitens der Erwachsenen ausgesetzt ist und die mitunter sehr schmerzhaft sein können, die Überzeugung schöpfen, wie oft es selbst den andern mißversteht, und daraus zu dem Schluß geführt werden, daß jeder Mensch dem andern im innersten Grunde fremd ist und bleibt und daß jeder Mensch sein Recht auf Geltung hat, das geachtet zu werden verlangt. Wenn ich dann auf das Beispiel unseres Besuches zurückkomme, das beileibe doch nichts

mehr ist als eben ein Beispiel, so wird ein so erzogenes Kind auch als Erwachsener bei seinem Besucher dessen Verlangen, sein Leben zu versichern oder ihm Teppiche zu verkaufen, als ein zufälliges und gelegentliches ansehen, hinter dem bei jedem Menschen das größere Verlangen steht, als Mensch in seinem Recht auf Geltung respektiert zu werden. Ich bin nicht genug Pädagoge, um die bei jedem Kind verschiedenartigen Wege weisen zu können, wie dieses Erziehungsziel zu erreichen ist. Bei den Besten eines gesunden Volkes, bei seiner Mehrzahl sogar, wird es sich bestimmt in den Köpfen der Eltern gar nicht bewußt zeigen, aber ebenso sicher wird es vorhanden sein. Dieses Buch sprach ja schon einmal von der zarten Rücksicht und dem Takt, die man so häufig gerade in jenen Volksschichten findet, die der Sprachgebrauch die niederen nennt, während die Erziehungsleistung wahrscheinlich um so größer werden muß, je höher die Lebensschicht und je größer mit ihr die Versuchung wird, auch die Menschen selbst und nicht nur ihre Lebensschicht in hoch und nieder einzuteilen.»

Der Skeptiker: «Zu dem, was Sie sagen, könnte ich schwer eine andere Einwendung machen als jene, daß es mir etwas weltfremd erscheint. In der robusten Wirklichkeit ist es doch so, daß eine ganz erklecklich große Anzahl von Menschen, ja, ich möchte, wenn solcher Pessimismus Sie nicht kränkte, behaupten, die große Mehrheit das eigene Recht auf Geltung im bitter harten Kampf ums Dasein

so sehr überbetont, daß Ihr gedachter Zögling mit seiner Achtung vor dem fremden Recht in einige Gefahr gerät, in diesem Kampf selbst ins Hintertreffen zu kommen. Ich will Ihren Ausführungen nicht so sehr widersprechen, daß ich die gerade gegenteilige Methode der Erziehung, die auf den kräftigen Gebrauch der Ellenbogen gerichtete, empfehlen möchte; aber ich glaube ernstlich, daß Ihrem Wohlerzogenen — das ist er, wie ich zugeben muß — schwere Enttäuschungen nicht erspart bleiben. Vielleicht werden sie ihn sogar an der Zweckmäßigkeit der Erziehung zweifeln machen.»

Der Idealist: «Glauben Sie, daß diese Enttäuschungen etwa Ihrem Ellenbogenjüngling erspart bleiben? Das Leben ist ein Erzieher, dessen Arbeit niemals in der Kinderstube vorweggenommen werden kann. Mag das Böse, Harte, Gewalttätige im Leben die Norm sein, so wird mein Zögling früh genug dahinterkommen, daß es so ist. Wenn es aber überhaupt etwas wie eine Erziehung geben soll, so muß sie doch schließlich in der Lehre bestehen, im Bösen nicht die Norm, sondern die Abweichung vom Guten zu erblicken. Ich möchte meinen Kopf wetten, daß gerade mein Zögling, der die Dinge so zu sehen gelehrt wurde, dem Bösen gegenüber eine viel sachgemäßere und viel gerechter urteilende Stellung einnehmen wird als sein von Ihnen angedeutetes Gegenstück. Er hat wenigstens einen Standpunkt, eben den Standpunkt des «anständigen» Menschen, der ihn lehrt, auch dem Abweichenden gerecht zu

werden und ihn als Abweichenden in sein festes, auf Achtung des Nebenmenschen aufgebautes Weltbild einzugliedern. Wenn auch der schlechte Mensch für ihn Mensch bleibt, so doch nur, weil er von dem festen Boden, der unter seinen Füßen ist, urteilen kann, wie schlecht er ist. Für ihn gleicht der schlechte Mensch einer Uhr, von der er weiß, wieviel sie vor- oder nachgeht. Eine solche Uhr ist, wenn ich dies weiß, ein genau so guter Zeitmesser wie eine richtiggehende. Ich kenne ja ihren Fehler. Ebenso bleibt meinem Zögling ein schlechter Mensch ein Mensch. Ihr Ellenbogenjüngling steht aber letzten Endes auf keinem Standpunkt. Er gleicht einem Menschen, der von seiner Uhr nur weiß, daß sie wahrscheinlich falsch geht; aber er weiß weder ob, noch um wieviel sie vor- oder nachgeht. Die Uhr ist für ihn kein Zeitmesser mehr und darum sinnlos. Ich sehe nicht ein, warum mein auf Achtung vor dem Mitmenschen erzogener Jüngling weltfremder sein soll als der Ihrige — wenn Sie mir erlauben, den Ellenbogenjüngling Ihnen in die Schuhe zu schieben. Im Gegenteil möchte ich gerade an diesem Punkte mir das erwähnte Paradox fast zu eigen machen, daß es am Ende immer am gescheitesten sei, anständig zu sein. Ganz abgesehen davon, daß ich mir vom ethischen Standpunkt aus überhaupt keine andere Erziehung vorstellen kann, die diese Bezeichnung verdiente.»

Der Skeptiker: «Ganz überzeugend klingen Ihre Ausführungen immer noch nicht. Ich gebe Ihnen

gerne zu, daß eine Erziehung zur Ehrfurchtslosigkeit keine Erziehung ist und daß die Arbeit des Lebens niemals in der Kinderstube vorweggenommen werden kann. Aber trotzdem fürchte ich, daß die Brille, mit der Sie Ihren Zögling in die Welt schicken, allzu rosenrot ist, und daß daher der erste Sturm, der sie ihm von den Augen reißt, für ihn eine vielleicht gefährlich werdende Krise bedeutet, die die Möglichkeit eines radikalen Umschlags in Menschenhaß und eine Art von geistigem Nihilismus immerhin nicht ausschließt.»

Der Idealist: «Ich müßte Ihre Bedenken teilen, wenn ich wirklich den Fehler beginge, das meinem Zögling von der Achtung gegenüber dem Mitmenschen Gelehrte als Gemeingut aller Menschen zu bezeichnen. Ich gliche dann einem Religionslehrer, der es versäumte, seinen Schüler darauf aufmerksam zu machen, von wievielen und wie gewichtigen Seiten die Wahrheit seiner Lehre angezweifelt wurde und wird. Solches Versäumnis würde sich bald rächen. Aber wie der gute Religionslehrer es vermeiden wird, statt der Lehre den Zweifel in den Mittelpunkt seines Unterrichts zu rücken, so werde ich es auch vermeiden, statt der zu lehrenden Achtung die Gründe für ihre Minderung als Hauptgegenstand meiner Erziehung anzusehen. Im Grunde kommt es mir nur darauf an, die Achtung als einen ‚rocher de bronze zu stabilisieren' und, da es nicht möglich ist, das Böse in diese Achtung mit einzubeziehen, den immer zu achtenden Menschen selbst

von ihm loszulösen. Dies tue ich, indem ich gerade auf die geheimnisvolle — hier haben wir wieder das Geheimnis mit seinem Anspruch auf Ehrfurcht — und nie zu ergründende Unmöglichkeit hinweise, die innersten Beweggründe eines anderen Menschen zu erkennen — Beweggründe, die schließlich, auch wenn sie böse scheinen, gut sein können, wie beim Brotdiebstahl der Mutter für ihre hungernden Kinder.»

Der Skeptiker: «Es gibt zwei Maßstäbe, die man bei der Beurteilung einer Tat anwenden kann, den von Gut und Böse und den des Erfolges. Ich gebe zu, daß der Erfolgsmaßstab, weil er nicht der sittlichen Ordnung angehört, auch nicht der Welt des Anstands angehören kann. Aber die Begriffe von Gut und Böse sind doch auch nicht ohne einige Schwierigkeit dieser Welt des Anstands zuzuordnen, da sie die Folgen einer gesetzlichen Ordnung sind, die einer höheren, der religiösen Welt angehört. Wenn ich Ihren Zögling so sehr, wie es Ihre Grundsätze erkennen lassen, mit diesen Begriffen operieren sehe, so erlauben Sie mir die Befürchtung, daß er ein selbstgerechter Splitterrichter wird, einer von jenen menschlichen Typen, wie sie am folgerichtigsten der Puritanismus hervorgebracht hat. Ich sage nichts gegen den Puritanismus. Er hat starke und wunderbare Charaktere gezeitigt; aber jene Selbstgerechtigkeit, die bei ihm kaum zu vermeiden war, wenn sie selbst auch noch so sehr mit der Lehre der Sündhaftigkeit alles Irdischen und der Notwendig-

keit der Buße für alle sich zu bekämpfen bestrebt war, ergibt doch das Bild eines Menschen, das sich mit dem gewohnten Bild des sogenannten anständigen Menschen nicht deckt.»

Der Idealist: «Es ist gut, daß Sie darauf zu sprechen kommen. Der Sprachgebrauch setzt den anständigen Menschen nicht mit dem tugendhaften Menschen im landläufigen Sinne gleich, und indem er diese Gleichsetzung natürlich erst recht nicht mit dem lasterhaften Menschen vornimmt, zeigt er deutlich, daß er dem Anstand eine ganz andere Kategorie zuweist. Nun kann es kaum je eine Erziehung geben, die gewissermaßen in einer Retorte den chemisch reinen und nur anständigen Menschen herstellt, da ja das sicher wichtigere Ziel der Erziehung immer bleiben wird, den moralisch guten Menschen herzustellen. Aber die Theorie des Anstands, um die sich unser Gespräch dreht, mag uns erlauben, von dieser Hauptaufgabe der Erziehung zunächst abzusehen. Wir können dies um so eher, als die Beziehungen zwischen dem moralisch Guten und dem Anständigen jedenfalls so beschaffen sind, daß das eine das andere nicht ausschließt. Ihr Fragezeichen gilt ja mit Recht nur der auch von mir nicht vertretenen Behauptung, daß beide sich decken. Ich darf Sie auf die Parallele aufmerksam machen, daß der Begriff der Ehrfurcht, den ich zur Grundlage des Anstands machen möchte — wenn Goethe ihn in die Mitte seiner Erziehung stellt, tut er ja auch nichts anderes, wenngleich das Wort

Anstand bei ihm nicht vorkommt —, daß dieser Begriff also durchaus im natürlichen Bereiche bleibt und zum übernatürlichen Bereiche nur die eine Beziehung hat, daß er ihn nicht ausschließt. Es ist sicher richtig, daß meine Achtung und meine Ehrfurcht vor dem Mitmenschen eine tiefere Begründung erfährt, wenn beide dem Mitgeschöpf Gottes gelten; doch ist diese Anleihe bei einer anderen Welt an sich nicht nötig. Ich kann ebensogut meine Ehrfurcht vor dem Mitmenschen mit anderen Tatsachen begründen, indem ich ihn zum Beispiel kameradschaftlich als einen Mitstreitenden im Lebenskampf, als einen Mitleidenden unter der Lebenslast betrachte.

Wenn Sie so die Dinge ansehen, werden Sie die Gründe erkennen, warum der puritanische Zelot — sehen Sie, bitte, in diesen Worten kein Werturteil — der Welt des Anstandes nicht angehört und auch nicht angehören kann. Jener glaubt sich Träger einer aus der Übernatur kommenden Mission, die ihm vorschreibt, sich um das Seelenheil seines Nächsten zu kümmern. Unser Anständiger aus der Retorte weiß davon nichts. In seiner Welt der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des Nächsten wird er im Gegenteil Impulse zu einer Zurückhaltung gegenüber dem inneren Leben dieses Nächsten erfahren, deren Überwindung ihm sogar die missionarische Tätigkeit des andern als sehr seiner Natur widersprechend erscheinen ließe.»

Der Skeptiker: «Wenn man Sie hört, möchte man meinen, daß Sie die Missionare und allgemein über-

haupt alle, die sich um das Seelenheil ihres Nächsten bemühen, als nicht anständig bezeichnen. Erlauben Sie, daß ich dagegen einen Protest nur deshalb unterlasse, weil ich Sie schließlich kenne und annehme, daß Sie noch nicht ganz am Ende Ihrer Ausführungen sind. Denn, wenn Sie es wären, dann klaffte zwischen Ihnen und dem Christen, der doch meines Wissens auch außerhalb der eigentlichen seelsorgerischen Berufe die Pflicht hat, das Reich Christi auf Erden zu verbreiten (schon die Nächstenliebe gebietet es ihm), eine nicht zu überbrückende Kluft. Ihre Ehrfurcht vor dem Nächsten scheut den Eingriff in seine Welt, der dem Christen und zumal dem Seelsorger Gebot ist.»

Der Idealist: «Ich fürchte, daß Missionierung und Seelsorge nicht viel taugen, wenn ihre Motive nicht in höchster Form die Ehrfurcht vor dem Unsterblichen des Mitmenschen bezeugen und dadurch der Welt des Anstandes angehören und ihr nicht widersprechen. Ganz abgesehen davon, daß die Zurückhaltung, von der ich sprach, in der Praxis der meisten Seelsorger bestimmt als eine zu überwindende Hemmung empfunden wird, der die übernommene Pflicht gegenübersteht. Und hier erlauben Sie mir an ein Axiom des Anstands zu erinnern, das wir bisher noch nicht streiften und das mir dadurch beinahe seine Selbstverständlichkeit zu erweisen scheint: auch Pflichterfüllung ist immer eine Forderung des Anstands und Pflichtverletzung immer ihr Gegenteil. Was aber die Zurückhaltung des anständigen

Menschen gegenüber dem Innenleben seines Nächsten mit seinem christlichen Gewissen vereinbar macht, ist in der Wirklichkeit des Lebens nicht schwer zu beantworten. Ich für meine Person halte jedenfalls diese Zurückhaltung zum mindesten beim Laien — und ich fühle mich nicht berufen, auch für den Priester zu sprechen — für ungleich seelengewinnender als jede andere robustere Methode. Sie gilt natürlich nur, solange der andere bei Ihnen nicht Rat und Hilfe sucht. Ob Sie freilich berufen sind, ihm beides selbst zu geben, mag fraglich sein. Nicht fraglich aber scheint mir Ihre nicht nur christliche, sondern auch rein menschliche Verpflichtung, ihm nach Ihrem besten Wissen den Weg zu beidem zu zeigen.»

Der Skeptiker: «Schön. Aber Sie haben Ihr Desinteressement — verzeihen Sie das böse Fremdwort — am persönlichen Innenleben Ihres Nächsten mit Ihrer Lehre von der Ehrfurcht so sehr proklamiert ...»

Der Idealist: «Bitte, sagen Sie mir, wann und wo?»

Der Skeptiker: «Vielleicht ist das Wort Desinteressement eine etwas zu starke Übersetzung Ihres Wortes Zurückhaltung und eine Warnung vor Fremdworten. Aber im Grunde ist Ihre Zurückhaltung ja doch wesentlich ein Ausdruck für die gleiche Sache. Also noch einmal: Sie haben das Gebot der Zurückhaltung, das eigentlich weniger ein Gebot als eine natürliche Folge Ihrer Lehre von

der Ehrfurcht ist, so stark herausgearbeitet, daß Sie mir eine weitere Frage an Ihren anständigen Menschen aus der Retorte, der zugleich Christ ist, erlauben müssen. Was machen Sie, wenn ein Mensch Ihnen erzählt, daß er im Begriffe sei, eine Tat zu tun, die vor Gott eine Sünde, vor den Menschen aber entweder durch einen kleinen Paragraphen des Strafgesetzbuches verboten, oder vielleicht auch nur eine Dummheit ersten Ranges wäre. Befiehlt oder erlaubt Ihnen auch nur Ihre Zurückhaltung zu sagen: ‚Tun Sie, was Sie nicht lassen können!', oder wird nicht gerade der Anstand es sein, der Ihnen befiehlt, die Ehrfurcht vor dem andern einen Augenblick ein wenig zurückzusetzen und ihm je nach Ihrem Temperament entweder den Kopf zu waschen, daß ihm Hören und Sehen vergeht, oder zuzureden wie einem kranken Gaul, daß er sein Tun unterläßt. Sie werden zugeben, daß beides Eingriffe in die persönliche Freiheit des andern wären und mit Zurückhaltung nicht mehr viel zu tun haben.»

Der Idealist: «Ihre Kasuistik macht Ihnen alle Ehre. Aber hier ist ja die Antwort wirklich schon in der Frage gegeben. Wenn ich jemanden sehe, der im Begriffe ist, sich selbst einen Schaden zuzufügen — und das geschieht in allen drei von Ihnen vorgeschlagenen Fällen —, und ich komme dem Betreffenden nicht zu Hilfe, so gleiche ich jemandem, der einen Selbstmörder aus dem Wasser ziehen kann, es aber nicht tut; das heißt, ich könnte mich

fortan nicht mehr unter die Zahl der anständigen Menschen zählen.»

Der Skeptiker: «Gut, aber was bleibt dann von Ihrer Zurückhaltung? Daß Sie Ihrem Lebensversicherer oder Ihrem Teppichhändler nicht gleich mit moralischen oder religiösen Lehren ins Gesicht springen, das erlauben Sie mir vielleicht weniger Zurückhaltung als Bequemlichkeit zu nennen. Sowie aber jemand Ihre Zurückhaltung durch die Erzählung seiner Absichten ein wenig auf die Probe stellt, sausen Sie heraus wie der Kettenhund aus seiner Hütte und halten ihm jene Standpredigt, die Ihrem Temperamente, also auch wieder Ihrer Bequemlichkeit angemessen ist.»

Der Idealist: «Sie haben eine etwas drastische Art, Ihre Einwände zu formulieren. Kein Mensch zwingt meinen Besucher, mir seine Absichten zu erzählen, und meine Zurückhaltung besteht darin, ihn nicht danach zu fragen, wenn die Umstände eine Frage nicht sehr nahe legen. Erzählt er mir aber seine Absichten, so kann ich, ohne taktlos zu sein, vermuten, daß er meine Ansicht dazu hören will und nichts weiter. Ob er sich diese Ansicht zu eigen macht oder nicht, die Freiheit dieser Entscheidung bleibt ja bei ihm. Die Äußerung meiner Ansicht beeinflußt ihn in keiner Weise. Was ich unter Zurückhaltung verstehe, ist viel weiter gegriffen, als unser Gespräch es bisher erkennen läßt. Sie mögen es wieder sehr bequem nennen, wenn ich mir den Rat, nicht zu blasen, was mich nicht brennt,

für sehr weitgehend als ein Gebot des Anstandes halte. Aber dieses Gebot verlangt auch eine gewisse Selbstzucht, die ich um so mehr meinem Zögling beibringen möchte, je schwerer sie im allgemeinen zu üben ist. Ich meine zum Beispiel, daß das ungeheuer unterhaltende Gesellschaftsspiel des Klatsches über den lieben Nächsten mit den Gesetzen des Anstands unter gar keinen Umständen zu vereinen ist. Ich verstehe unter Klatsch natürlich nicht die Mitteilung von Ereignissen, die ich ebensogut heute oder morgen in der Zeitung lesen kann. Klatsch ist das, was in der Zeitung nicht drinsteht. Es ist der von Herrn X. im 25. Jahre seiner Ehe dem beträchtlich jüngeren Fräulein Y. geschenkte Ring, der regelmäßige Besuch, den Frau Z. den Vorlesungen des jungen Privatdozenten B. über die Bekämpfung der Reblaus bei den Chaldäern zuteil werden läßt — kurz, die Summe aller jener aufregenden Erzählungen, die nicht nur einen Tatsachenwert, sondern auch einen Hintersinn haben, der mehr oder weniger deutlich ihr eigentlicher Sinn ist. Hier kann ich mir nicht helfen. So unterhaltend diese Dinge sein mögen — ich muß sie mit meiner Lehre von der Ehrfurcht vor dem Nebenmenschen und hiemit mit einer Grundregel, der Grundregel des Anstandes, für unvereinbar halten. Weiß ich denn, warum der Ring geschenkt wurde, warum die Vorlesungen besucht wurden? Hat aber der Nebensinn recht, so geht es mich doch gar nichts an. Und es ist und bleibt ein unverschämtes Eindringen in

die private Sphäre eines andern, ein unverzeihlicher Mangel an Zurückhaltung, wenn ich nur durch Zuhören bei Gesprächen dieser Art Eindrücke unwillkürlich in mich aufnehme, die haften bleiben und die einen Nebenmenschen mehr schädigen können als ein Einbruchsdiebstahl in seiner Wohnung. Nehmen Sie mir die Energie dieser Ablehnung nicht übel. Aber der Klatsch ist eine so ungeheure Versuchung, daß man selbst allzusehr die Neigung verspürt, ihr zu erliegen. Dieser Versuchung gegenüber kann man die Argumente nicht stark genug formulieren, die einen selbst verhindern sollen, ihr zu erliegen. Denn wer immer ihr erliegt, der tritt unmerklich, aber sicher aus der Reihe der Anständigen, für die es zum Privatleben des andern nur einen einzigen Schlüssel geben darf: sein Vertrauen.»

Der Skeptiker: «Es ist schwer, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mit Ihnen einverstanden bin. Aber ich muß Sie trotzdem bitten, Ihr Steuer vollkommen herumzuwerfen und mir zu erzählen, wie der Anstand zu dem vom Klatsch Geoffenbarten sich verhält, nachdem wir über sein Verhältnis zum Klatsch selbst erfrischend eindeutig unterrichtet sind. Ob Sie durch Klatsch oder auf anderen Wegen über das Leben und damit das Wesen Ihres Nächsten etwas Ihr Urteil ungünstig Beeinflussendes erfahren, ist doch schließlich gleichgültig. Ich weiß, daß die von Ihnen so sehr in den Mittelpunkt gestellte Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des andern die größte Zurückhaltung im Urteil auferlegt. Aber

erstens ist dieses Urteil schließlich doch immer noch da und kann gar nicht anders als das Maß Ihrer Ehrfurcht beeinflussen. Zweitens muß gerade Ihre Hochhaltung des Anstandsbegriffes ein Verantwortungsgefühl dafür haben, daß die Sitten der Gesamtheit unvermeidbar darunter leiden müssen, wenn Ihre Zurückhaltung Allgemeingut und damit der Zaun der öffentlichen Meinung eingerissen würde, der für die Sitten einer Gesellschaft mehr bedeutet als das Strafgesetzbuch. Wenn selbst der gröbste Verstoß gegen die gute Sitte damit rechnen kann, daß Sie und der anständige Mensch überhaupt ihn als Privatsache betrachten, die niemanden etwas angeht, so fürchte ich, daß die anscheinende Milde Ihres Urteils zum mindesten jene verwirrt, die auf Ihr Urteil etwas geben. Und, wenn ich Sie recht verstand, so gehört zu Ihren Grundregeln des Anstands, jede Schädigung des Nächsten zu vermeiden. Mir will es scheinen, daß die Verwirrung des Urteils mindestens dieselbe Schädigung des Nächsten bedeutet, wie es die durch sie verschuldete Laxheit der Sitten über kurz oder lang notwendig tun wird. In Ländern, in denen es eine Gesellschaft noch gibt und in denen ihr Auflösungsprozeß noch nicht so weit fortgeschritten ist wie in den uns nahestehenden, mag eine Art von gesellschaftlicher Ächtung ein wirksames Mittel gegen den Verfall sein. Sie wissen, daß ich kein Lobredner der Vergangenheit und überzeugt bin, daß jede Zeit nach ihren eigenen Gesetzen leben muß. Gut. Unsere Gesell-

schaft ist nicht mehr. Sie werden der Letzte sein, der deshalb die Flinte ins Korn wirft und ihr den Anstand und die gute Sitte ins Grab folgen läßt, um mit dem etwas egoistischen Spleen für Ihre Person so weiter zu leben, als ob es diese Gesellschaft mit ihren vom Anstand diktierten Forderungen noch gäbe. Ihr Ehrgeiz geht doch nicht dahin, als ein Ichthyosaurus des Anstands in der Welt zu leben, sondern dahin, in dieser Welt des gesellschaftlichen Zerfalls den Gedanken des Anstands nicht nur für sich, sondern in dem ganzen Ihrem Einfluß unterstehenden Kreis Geltung zu verschaffen. Der Anstand ist ja, wie Sie selbst zugaben, nichts Transzendentales, sondern ein Gut dieser Welt, das Sie ihr, oder wenigstens dem größtmöglichen Kreis in ihr bewahren wollen. Ich gebe Ihnen gerne und auch innerlich völlig überzeugt zu, daß die Erziehung zur Ehrfurcht der Schlüssel zur Erziehung zum Anstand ist. Von ihr ausgehend, lehren Sie die größtmögliche Zurückhaltung gegenüber dem privaten, menschlichen Bereich ihres Nächsten. Nun taucht die berechtigte Befürchtung auf, daß diese Zurückhaltung Nutznießer heranzieht, die sich herzlich darüber freuen, auch dann respektiert und mit Ehrfurcht behandelt zu werden, wenn ihre eigenen Taten die Grenzen des Anstands längst verlassen haben. Die moralische Entrüstung ist eben doch so etwas wie eine Voraussetzung für die Spielregeln der anständigen Welt. Mir scheint dem anständigen Menschen der Verzicht auf diese Entrüstung ebenso

verboten wie die Teilnahme am Klatsch, wenn nicht Ihre Ehrfurcht-Theorie, die für die Pädagogik gut ist, in der Praxis versagen soll.»

Der Idealist: «Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mit dem Worte Praxis enden. Lassen Sie sich einmal durch den Kopf gehen, über welche Dinge Sie mit 10 Jahren moralisch entrüstet waren, über welche mit 20, über welche mit 30 und so fort. — Erinnern Sie sich, daß, wenn Sie von jemand hörten, der mit 90 Jahren überhaupt noch über irgend etwas entrüstet war, der Zusatz nicht fehlte, daß er eben noch erstaunlich jugendlich sei. Ich will nicht so sehr die Rolle mit Ihnen tauschen und meinerseits eine so skeptische Bemerkung wagen, daß die moralische Entrüstung eine Jugendkrankheit sei, die mit dem Alter von selber vergehe. Dem scheint zu widersprechen, daß die Jugend sich in der Regel über die moralische Entrüstung der Älteren beklagt. Doch dies ist eine relative Erscheinung, die dem wirklichen Ablauf nicht ganz gerecht wird, weil wir hier von der wirklichen moralischen Entrüstung sprechen, die eine gute Sache ist, und nicht von ihrer die Jugend zu allen Zeiten bedrängenden Stiefschwester, deren Vater nicht der Anstand, sondern der Neid ist. Sie werden mich wieder einen heillosen Theoretiker nennen, wenn ich die beiden doch ein wenig auseinanderhalten möchte, und vielleicht ein Fragezeichen dazu machen, ob ich selbst imstande bin, es zu tun. Sie sprachen von den Zeiten, in denen es eine festgefügte Gesellschaft gab

und in denen daher die Welt des Anstands durch diese Gesellschaft ein gutes Werkzeug besaß, ihre Forderungen durchzudrücken, etwa durch Ächtung der unanständigen Handlung. Wenn wir, wie Sie ja geneigt zu sein scheinen, diese Zeiten als maßgebend betrachten wollen, so darf ich Ihr Gedächtnis auf die Tatsache lenken, daß es wahrhaftig keine puritanischen und sittenrichterlichen Zeiten waren. Die Ächtung eines Jünglings — bei den Mädchen war es ja ein bißchen anders — wegen jener Taten, welche die moralische Entrüstung von der Sorte der Stiefschwester hervorzurufen pflegen, ist von der Gesellschaft immer abgelehnt und nie durchgeführt worden. Die unanständige Gesinnung und die unanständige, ehrlose Tat ist natürlich auch auf diesem Gebiete, das die Leidenschaften beherrschen, besonders leicht möglich; aber sie fand auch ihre Richter, bis das Geld, der alte Todfeind des Anstands, über den wir uns ja schon unterhielten, seine Vertuschungs- und Vergoldungstätigkeit auch hier begann. (Das Geld war ja der eigentliche Mörder der Gesellschaft!) Wenn Sie mich nach meiner Stellung zur moralischen Entrüstung fragen, so haben Sie hier meine Antwort. Ich werde mich bemühen, mit der Stiefschwester nie etwas zu tun zu haben, aber ich hoffe, nie den Tag zu erleben, wo meine Entrüstung stumpf würde gegen jedwede wirklich unanständige und ehrlose Tat. Es gibt ungezählte Dinge, die sündhaft sind, aber menschlich. Ihnen gilt meine Zurückhaltung. Aber die

Grenze, die sie von den ehrlosen Dingen trennt, scheint mir und schien allen gesunden Zeiten scharf genug gezogen, daß sie zu beachten nicht sonderlich schwer fällt. Jedes Urteil freilich trägt in sich die Möglichkeit der Ungerechtigkeit. In Punkten der Ehre mag die Jugend schärfer urteilen als das Alter — der Ehrbegriff des Gymnasiasten pflegt der intoleranteste zu sein —, das sind nicht die Dinge, die einem allzuviele Sorgen machen dürfen. Nie hat die Möglichkeit eines ungerechten Urteils von der Notwendigkeit entbunden, zu urteilen.»

Der Skeptiker: «Eigentlich gefallen mir Ihre Auffassungen. Eine Antwort sind Sie mir jedoch schuldig geblieben. Ich habe es schon einmal, ohne Ihren Widerspruch zu finden, als sehr wesentlich betont, daß es keine Gesellschaft mehr gibt, die bereit wäre, die in der Welt des Anstands gefällten Urteile gewissermaßen zu vollstrecken. Warum es so ist, braucht uns hier nicht zu kümmern. Verzeihen Sie mir aber, wenn ich über die Wirkung eines Urteils, das nicht vollstreckt wird, besonders skeptisch denke. Was dem Urteil des Richters über den Angeklagten gegenüber dem Urteil des Angeklagten über den Richter in der Welt der Tatsachen das unleugbare Übergewicht gibt, sind seine Folgen. Bei Ihrem Urteil gibt es keine solchen mehr. Es steht somit mit dem Urteil des Angeklagten über Sie genau auf der gleichen Stufe. Und, mögen Sie noch so sehr Idealist sein: das können Sie von dem Mann, den Sie meinetwegen wegen einer wirklich

unanständigen und ehrlosen Handlung von Ihrem persönlichen Verkehr ausschließen — mehr können Sie ja nicht tun —, mit dem besten Willen nicht erwarten, daß er dies wie ein gescholtenes Kind hinnimmt und nicht seinerseits über Sie ein Urteil fällt, das, da es auch keine sichtbaren Folgen hat, eine fatale Ebenbürtigkeit mit dem Ihrigen erhält. Der aus der Welt des Anstands heraus verurteilte Mann kann, wenn er sich nicht einen Strick um den Hals legen will, gar nichts anderes tun, als eben die Welt des Anstandes zu verurteilen. Die Phraseologie, in der das geschieht, beginnt mit der Feststellung, daß Sie und Ihre Welt eine fossile und museumsreife Angelegenheit seien. Wohl Ihnen, wenn sie hierin auch endet. Im allgemeinen wird zu befürchten sein, daß Ihr Gegner der eigenen von Ihnen verurteilten Handlung einen moralischen Unterbau zu geben bestrebt sein wird mit Argumenten, deren Dürftigkeit durch die handgreiflichen Vorteile, die sie im Leben bieten, mehr als wettgemacht wird, und die dadurch eine große Anziehungskraft erhalten. Mit andern Worten: Ihre Welt des Anstands wird durch die Folgenlosigkeit ihrer Urteilssprüche ganz von selbst eine andere Welt von sehr erfolgreichen Grundsätzen hervorrufen. Diese wird sich natürlich nicht die Welt des Nicht-Anstands nennen, aber sie im Grunde sein, genau so, wie dem Richterstand ein fest organisierter Angeklagtenstand (ich will aus formal-juristischen Bedenken das Wort Verbrecherstand vermeiden) gegenübertreten würde, im

Augenblick, wo der Richterspruch seine praktischen Folgen verlöre. Sind Sie sich also klar darüber, daß die Aufrechterhaltung Ihrer Welt des Anstands und der Ehre nicht in der friedlichen Fortführung eines ehrwürdigen alten Betriebes besteht, wie es zunächst scheinen könnte, sondern Kampf bedeutet, was sie früher nicht tat. Ich bin der letzte, der nicht davon überzeugt wäre, daß das Goethe'sche Prinzip der Ehrfurcht als Erziehungsziel heute genau so und erst recht seine große ethische Bedeutung für die Welt hat. Ich glaube genau so wie Sie an die Gültigkeit der Welt des Anstands und der Ehre. Aber die Goethe'sche Zeit ist vorbei. Die von ihm erzogenen Olympier haben wieder einmal die Titanen gezeugt, die ihre Throne bestürmen. Glauben Sie wirklich, daß sie noch einmal siegen? Können Sie mir diese Frage beantworten?»

Der Idealist: «Natürlich nicht. Aber ist sie so wichtig?»

ACHTES KAPITEL

VON DEN LEBENSALTERN

Es liegt diesen Blättern sehr ferne, das Problem des Anstands mit jener Systematik zu betrachten, deren es fähig wäre. Einmal würde eine solche Art der Behandlung den Verfasser mit der Furcht erfüllen, eher der Erzeuger eines Schlafmittels, als jener eines zum Lesen bestimmten Buches zu werden; dann aber begreift gerade das Gebiet des An-

stands so weite Räume des zwischen dem Verfasser und dem Leser schlechthin Selbstverständlichen, daß dessen Aufzählung mehr als überflüssig wäre. So ist anzunehmen, daß ein Traktat über die Dankbarkeit wohl in ein Buch über den Anstand gehören würde, dort aber auch alle Aussicht hätte, überblättert zu werden. Höchstens könnte man sagen, daß, wer Kinder nicht zur Dankbarkeit erzieht, ihnen mehr Freude raubt als ihren Wohltätern.

Dagegen gibt es tatsächlich eine Reihe von Fragen, deren Beantwortung der Umschwung der Zeit zweifelhaft gestalten könnte. Denn die Suggestion, die eine Zeit auf die ihr Angehörenden ausübt, pflegt stark genug zu sein, um, wenn sie nicht schon Grundsätze über den Haufen wirft, so doch wenigstens ihre Revision angezeigt erscheinen zu lassen.

Vielleicht ist es nicht unerwünscht, gerade in der Systemlosigkeit dieses Buchs, die Gedankengänge noch einmal aufzuzeigen, die seinen Verfasser leiten. Sie sind dreierlei Art. Zunächst der Versuch, die Welt des Anstandes von den anderen Welten abzugrenzen, von der übernatürlichen Sphäre des Religiösen einerseits und von den beiden natürlichen Sphären der Sitte und des Staates andrerseits. Dann die Aufstellung des Begriffes der Ehre, deren Forderungen im anständigen Menschen gegenüber den Forderungen materieller Art der Vorrang unbestritten gebührt und deren Hauptgegner daher eben dieses materielle Interesse, mit anderen Worten, das Geld ist. Wir führten den Begriff der Ehre

auf die einfache Formel zurück, daß sie darin bestehe, Wort und Tat immer im Einklang zu halten. Der Welt des Anstands und nur ihr angehörend, stellte sich uns die Ehre und ihre Forderung als das eine Grundgesetz dieser Welt dar. Ihm gesellte sich als ein zweites Grundgesetz der Gedankengang der Ehrfurcht als dem leitenden Motiv im Umgang mit dem Nächsten, wobei das Gebot der Selbstachtung, auf das wir noch zu sprechen kommen werden, sich als Sonderfall dem allgemeinen Gebot der Ehrfurcht unterordnet.

Vielleicht ist hier der Hinweis am Platz, daß die Ehrfurcht, die der anständige Mensch sich selbst gegenüber besitzen soll, recht eigentlich in der Furcht besteht, die Gesetze der Ehre zu verletzen, und daß hier die gemeinsame Wurzel der beiden Grundpfeiler des Anstands sich offenbart. Wenn wir trotz dieser Gemeinsamkeit an ihrer Zweiheit festhalten, so geschieht dies deswegen, weil es wohl denkbar ist, daß ein bis in die Knochen ehrenhafter Mensch im Umgang mit dem Nächsten die Gesetze der Ehrfurcht mißachtet, das heißt ein Verhalten zeigt, das uns mit dem Begriff des Anständigen nicht ganz übereinstimmend erscheint. Denn in diesem Begriff des Anständigen ist von der antiken «humanitas» und «urbanitas» viel zu viel wesenhaft enthalten, als daß wir uns durch die Sympathie, die wir allenfalls für einen ausgemachten Grobian empfinden, verleiten lassen dürfen, seine Lebensart den in der Welt des Anstands zugelassenen beizurechnen.

Es schien uns nötig, bevor wir die Diskussion über die Ehrfurcht in die Problematik unserer heutigen Zeit stellen, die Grenzen dieser Ehrfurcht zu umschreiben. Wir fanden, daß diese Grenzen die weitest möglichen sind. Sie schließen sich erst vor dem absolut Unanständigen und Ehrlosen. Sie beschränken sich keinesfalls auf jene Menschen, deren Taten und Können, wie bei unserm Beispiel Michelangelo, die Ehrfurcht wie eine Art natürlicher Reflexbewegung hervorrufen. Sie umfassen eine anerzogene, allgemein menschliche Pflicht.

Wenn wir im ersten Teil unserer Untersuchung dem herrschenden Begriff der Ehre den Versucher gegenüberstellten, der vor allen andern zur Abweichung von den Gesetzen der Ehre verleiten möchte, und als diesen Versucher das Geld bezeichneten, so möchte es auch in diesem zweiten Teil, der von der Ehrfurcht handelt, als passend erscheinen, zu einer solchen Antithese zu greifen. Sie zu finden ist nicht schwer: Wie der große Prüfstein der Ehre das Geld ist, so ist der große Prüfstein der Ehrfurcht das Verhalten zur Frau. Die künstlichste aller Welten, die des Geldes, und die natürlichste aller Welten, die des Geschlechts, umgrenzen so zu beiden Seiten unsere Welt des Anstands und stellen sittliche Forderungen an sie, deren Beantwortung klar und eindeutig zu erfolgen hat.

Der von der Ehrfurcht zu regelnde Umgang mit den Menschen stellt aber, da es ja nicht nur Frauen auf der Welt gibt, noch eine Reihe anderer Probleme,

die in unserer Zeit strittig genug geworden sind, um vorweg eine gesonderte Behandlung zu verdienen.

An ihrer Spitze scheint mir das Problem des Verhältnisses der Jugend zum Alter zu stehen. Vielleicht ist es in unserer Zeit deswegen besonders betont, weil in der überwiegenden Mehrzahl der für unsere Betrachtungen maßgebenden Länder die Verheerungen des Weltkriegs durch weitgehende Zerstörung einer vermittelnden Zwischengeneration den immerwährenden Gegensatz stärker herausgearbeitet haben, als er in früheren Zeiten bestand. Die Jugend fühlt sich als Trägerin der Zukunft, als die wichtigere Hälfte der Menschheit und geht dabei mit bemerkenswerter Vergeßlichkeit über die Tatsache hinweg, daß ihre eigene Theorie sie dazu verdammt, niemals Trägerin dieser Zukunft zu werden, weil diese zu tragen die ihr nachfolgende Jugend gerade dann beanspruchen wird, wenn diese zu tragende Zukunft für die heutige Jugend Gegenwart geworden ist.

Dieser bewußten Trennung zwischen Jugend und Alter liegt ein merkwürdig unorganischer Gedankengang zugrunde, so, als wollte man in die Menschheit einen künstlichen Zwischenboden einziehen, während zum Beispiel jener zwischen den Geschlechtern, den unsere Zeit schier verwischen möchte, ein natürlicher und organischer ist. Die Unsicherheit, wo der Zwischenboden einzuziehen sei, bei 30, bei 40 oder bei 50 Jahren, weist deutlich

daraufhin, daß die Natur sich hartnäckig weigert, durch eine klare Entscheidung dem Zwischenboden ihre Sanktion zu geben. Es gibt keinen Menschen, der sich selbst als unreif empfinden würde, wie ja auch kein Mensch — ich bitte meine Leser, diesen scheinbaren Unsinn zu verzeihen — je so alt war wie in dem Augenblick, da er diese Zeilen liest. Es ist nie und nimmer der Jugend auch nur eine Sekunde lang übelzunehmen, wenn sie sich im Besitz nicht nur ihrer hocherfreulichen Jugend, sondern darüber hinaus auch noch im Besitz aller Erfahrung und alles Wissens glaubt, die das Alter in seinem «Eigensinn» als sein Reservat betrachtet. Was allein die Jugend eines anderen belehren könnte, ist nicht die Natur, sondern nur die Erziehung. Und auch ihrem Wortschatz scheint in der Praxis beinahe die Möglichkeit zu fehlen, irgendwie zu erklären, was Erfahrung ist. «Daz nieman wisheit erben mag, noch kunst, das ist ein harter slac!», klagt schon der gute, alte Walter von der Vogelweide. Man stelle sich vor, daß ein 20jähriges wirkliches Genie auch nur einen Augenblick lang visionär sehen könnte, was selbst ein 60jähriger Dummkopf vor ihm voraus hat — so liefe das ganze Gefüge der Menschheit in anderen Bahnen. Ich sage nicht, daß dann notwendig der Ältere über den Jüngeren irgendeine Art von Herrschaft zu führen hätte; aber, wer immer eine Herrschaft führte, wäre dann viel weiser, als er es heute sein kann. Aber indem die Natur von den beneidenswerten Rechten, mit denen sie die Jugend

überschüttet, die Urteilskraft durch Erfahrung ausnimmt, worin und wodurch das höhere Lebensalter wie von selbst höhere Erkenntniswerte in sich schließt, nimmt sie der Jugend so viel, daß ihr Anspruch auf mehr oder weniger ausgesprochene Alleingeltung einen fast tödlichen Schlag erhält.

Wenn wir schon bereit sind, den Begriff der Ehrfurcht immer auf ein Geheimnis zurückzuführen, da das Gewußte und Verstandene die Haltung der Ehrfurcht nur sehr selten rechtfertigt, so ist das Geheimnis, mit dem das Alter für die Jugend, nicht aber umgekehrt die Jugend für das Alter umgeben ist, ein Ehrfurchtsanspruch des Alters, der nicht ungestraft beiseite gesetzt werden darf — wenn immer man zur Welt des Anstands gehören will, in der jeder Ehrfurchtsanspruch beglichen werden muß. Ich verstehe auch hier die Ehrfurcht nur innerhalb der im letzten Kapitel aufgestellten Grenzen. Aber schon, indem ich dies hinschreibe, weiß ich, daß nicht einmal dieses in der Wirklichkeit gilt. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist in der öffentlichen Meinung viel absoluter festgelegt, als es in diesem Kapitel geschah. Wenn eine Zeitung zum Beispiel es wagen würde, von einem Manne, der gerade seinen 90. Geburtstag begeht, so beiläufig zu schreiben, daß er früher ein Lump ganz beträchtlichen Ausmaßes gewesen sei, der von den neunzig Jahren seines Lebens eine nicht unbeträchtliche Zahl im Zuchthaus gesessen habe, so gäbe es im ganzen Land bis herunter zur jüngsten Jugend niemanden, der diesen

historischen Exkurs der Zeitung nicht als eine Taktlosigkeit der allerübelsten und schwersten Art empfände, so als lösche die Tatsache des hohen Alters und die in ihr liegende Summe von Erlebnissen, Leiden und Erfahrungen alles andere wie mit einem Schwamme weg, und ließe nichts übrig als die bedingungslose Verpflichtung zur Ehrfurcht. Die Strenge der öffentlichen Meinung in dieser Sache gehört nicht der Welt der Vernunft, sondern der sittlichen Welt an, der gleichen Welt wie der Anstand selbst. Sie ist, man mag die Dinge ansehen, wie man will, ein hohes und erfreuliches Zeichen für ihre Geltung und ihre Herrschaft.

Man könnte sagen, daß die Kunst, anständig zu sein, für die Jugend darin bestünde, dem Alter gegenüber diese Ehrfurcht aus einer Jubiläums-Angelegenheit zu einer alltäglichen zu machen. Aber ich fühle, daß hier wieder besonders deutlich das allzu gewichtige, aber schließlich durch kein anderes zu ersetzende Wort «Ehrfurcht» die Gefahr von Mißverständnissen in sich schließt, die meine Ausführungen der Gefahr der Wirkungslosigkeit einer schlechten Predigt aussetzen. Dies darf aber gerade hier nicht sein. Die Weisheit, daß «Alter vor Torheit nicht schütze», ist kein Geheimnis, das irgendeiner wirklichen und aus klugen Augen ins Leben blickenden Jugend auch nur auf kürzeste Frist verborgen bleiben könnte. Der Mann wäre selbst ein Tor, der die Jugend zur Ehrfurcht vor dem Alter erziehen wollte, indem er an deren Selbstgefühl rüt-

telte. So schwierig die Aufgabe sein mag, den Intellekt von seiner beherrschenden Stellung als Maßstab der Achtung zu entfernen — eine Stellung, die er erst seit etwa 400 Jahren einnimmt und an der unsere elementare und sportfreudige Zeit von anderer Seite her rüttelt —, so unumgänglich ist ihre Erfüllung, wenn man überhaupt zu einer Erziehung in der Sphäre der sittlichen Welt gelangen will. Die militärische Disziplin und die ihr huldigenden Internate lösen diese wichtigste pädagogische Frage auf die einfachste Weise, indem sie dem Älteren eine Art von autoritativer Kommandogewalt übertragen und mit deren Disziplinarmitteln die Ehrfurcht vor dem Alter erzeugen. Nun wird freilich jedem wahrhaften Pädagogen bestimmt der Gedanke vorschweben, daß es im Bereich seiner Wissenschaft auch andere, mehr zu Gemüte sprechende Mittel und Wege zum gleichen Ziel geben müßte. Aber ich fürchte, daß er keine finden wird. Der Appell an den Intellekt des Schülers ist von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt, da der Intellekt vorwiegend dazu geeignet ist, mit viel Spürsinn die Gründe der Nichtehrfurcht herauszubringen, dagegen wenig Möglichkeit besitzt, jenen der Ehrfurcht viel Verständnis entgegenzubringen. Der sittlichen und nicht der verstandesmäßig faßbaren Welt angehörend, ist die Ehrfurcht kein Lehrgegenstand, wie es etwa die Wissenschaften sind. Daß der nicht geschundene Mensch nicht erzogen werde, behaupteten schon die alten Griechen, deren Erziehung ja

sehr wesentlich die Ehrfurcht vor dem Alter in ihren Mittelpunkt stellte. Ich hoffe, nicht in den Verdacht zu kommen, allen und jeglichen Methoden solcher Erziehung das Wort zu reden; aber daß jegliche Erziehung zum Anstand auf der Festigkeit der Disziplin beruhen muß, gründet einerseits auf seiner Zugehörigkeit zur sittlichen Welt, andrerseits auf der Unmöglichkeit, das Geheimnis der Erfahrung des Alters in Worten irgendwie begreiflich zu machen.

Nun wissen wir, daß die Freude am Experiment hinter die etwas dogmatisch klingende Lehre von der Notwendigkeit dieser Ehrfurcht oft genug ein «Warum?» gesetzt hat. Die Welt des Anstandes, in der die Ehrfurcht nicht nur zwischen Jung und Alt, sondern überhaupt jeglichem Geschöpf gegenüber die grundlegende Haltung ist, wird den Sonderfall des Verhältnisses der Jugend zum Alter vielleicht deshalb besonders betonen, weil sie sich hier in Übereinstimmung mit den Forderungen der praktischen Wirklichkeit weiß. Denn auch das Experiment, die Jugend durch die Jugend und nur durch sie erziehen zu lassen, also die Erfahrung auszuschalten, kann dies höchstens ein paar Jahre lang tun und schaltet dann automatisch die Erfahrung ein, die es selbst gemacht hat und deren Früchte es nun anwendet. Dies ist ja das Eigenartige an der Erfahrung, daß sie nicht gepflegt zu werden braucht, sondern ganz von selbst wächst, wie es die Jahreszahlen tun. Jenes Experiment kann von Jugendlichen angefan-

gen werden, nach zehn Jahren sind sie nicht mehr so ganz jugendlich und würzen ihren Einfluß auf den Fortgang des Experiments, den sie ja bestimmt als dessen Väter nicht verlieren wollen, mit den eigenen gemachten Erfahrungen, also gerade mit dem, dessen Ausschaltung sie erstrebt hatten. Und das einst an die Notwendigkeit der Ehrfurcht kühn angehängte «Warum?» erhält seine treffendste und überzeugendste Antwort nicht vom Verstand, sondern von der Zeit, der besten Fragenbeantworterin, die es überhaupt gibt. Die Erziehung der Jugend durch die Jugend ist ein durchaus ernst zu nehmendes Problem, das der Welt des Anstands ganz bestimmt von sich aus nicht widerspricht. Hinter ihr steht ja über kurz oder lang die Erfahrung des Alters, die ihre Wege leitet. Auch die autoritätsfeindlichste Zeit kann ihrem Schicksal nicht entgehen, Autoritäten zu haben oder zum mindesten zu bekommen.

Wenn wir seinerzeit festgestellt haben, daß das Verhalten einer Gestalt wie Michelangelo gegenüber kein Problem des Anstands sei, weil sich hier die Ehrfurcht ganz von selbst einstelle, und daß dieses Problem erst dann beginne, wenn man jemanden vor sich habe, der den Ehrfurchtsanspruch durch keinerlei Taten begründen kann, so müßte hier konsequenterweise die Feststellung folgen, daß die Kunst, anständig zu sein, weniger das Verhältnis der Jugend zum Alter als jenes des Alters zur Jugend in den Bereich ihrer Betrachtung ziehen müßte. Ich

kann nicht behaupten, daß diese Konsequenz mich zunächst besonders glücklich macht. Unsere Zeit huldigt der Jugend und ihren Kräften mit einer Inbrunst, die hinter die Möglichkeiten der Reife fast ein Fragezeichen setzen läßt. Die Gründe, warum sie es tut, mit den Grundsätzen des Anstands gleichzusetzen, verlangt mehr Optimismus, als ich meinen Lesern zumuten möchte.

Die Forderungen des Anstandes gehen dahin, daß selbstverständlich jeder Mensch, auch der jüngste, den vollen und uneingeschränkten Anspruch darauf besitzt, mit der jedem Individuum gebührenden Achtung und Ehrfurcht betrachtet zu werden, «verschärft» durch die Forderung der Gerechtigkeit, daß an sein Tun nicht die gleiche Strenge der Maßstäbe angelegt werden darf wie einem Erwachsenen und für sein Tun voll Verantwortlichen gegenüber. Ich rede hier von dem gewöhnlichen Verhältnis von Alt und Jung und will das Sonderverhältnis, das der Erzieher zu seinem Zögling hat, erst später aufgreifen. Der Anstand kennt in der Behandlung der Menschen, soweit sie nicht mit ihm durch die besonderen Bande der Freundschaft und der Verwandtschaft verknüpft sind, keine Differenzierungen. Es wird ihm am ehesten entsprechen, den Jugendlichen genau so zu behandeln wie den Erwachsenen; aber vielleicht wird es ihm schwer fallen, in diesem Verhältnis eine leichte Schattierung von Freundschaft zu vermeiden, die aus dem natürlichen Gefühl der Hilfsbereitschaft entspringt. So

aussichtslos der Versuch ist, einem anderen die Erfahrungen vorwegzunehmen, so wenig empfiehlt sich solcher Versuch auch durch die Erwägung, daß Erfahrungen auf lange Sicht immer etwas Gutes und nicht etwas Schlimmes sind. Sie zu machen, muß der Jugend als ihr gutes Recht vorbehalten bleiben. Aber ich fürchte, daß Erwägungen dieser Art noch keinen anständigen Menschen je gehindert haben noch jemals hindern werden, den Grundsatz der Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten ein wenig in der Richtung zu durchbrechen, die ich eben mit den Worten Schattierung von Freundschaft angedeutet habe. Wann sich eine Persönlichkeit bildet, ist an kein Datum geknüpft. In seiner Gefühlswelt ist das zu den ersten Urteilen befähigte Kind genau so Persönlichkeit wie jeder Erwachsene und will geachtet sein. Ihm diese Achtung zu erweisen, gehört zu den Pflichten jedes anständigen Menschen.

Für den Erzieher freilich gesellt sich zu dieser Pflicht die schwierige Aufgabe, sie mit einer andern zu verbinden, nämlich der zu erziehen. Der Erzieher muß viele Dinge fordern, die mit der Achtung vor der Persönlichkeit des Kindes allein nicht erreicht werden können, aber zu dessen eigenem Besten erreicht werden müssen. Daß das Altertum die Erziehung der Jugend weitgehend Sklaven anvertraute, gehört zu den wenigen Dingen, die uns an ihm unbegreiflich, weil unmenschlich erscheinen, solange wir wenigstens mit dem Begriff des Sklaven

jenen des sozial Minderwertigen verbinden. In der Welt des Anstandes jedenfalls kommt dem Erzieher eine Bedeutung zu, die gar nicht übertrieben werden kann. Sie müßten in den besten aller Schulen herangezogen werden, dann aber auch gesellschaftlich den Rang besitzen, den solche Ausbildung und die Wichtigkeit des Amtes geben. Die Behauptung, daß die besten Erzieher immer die eigenen Eltern seien, ist von einer so hinreißenden Richtigkeit, daß ich es kaum wage, ihr das kleine Fragezeichen anzuhängen, ob ein Vater wirklich der geeignete Mann ist, bei seinem Sohne jene Charakterschwächen zu bekämpfen, die er von ihm erbte. Schließlich ist die Kunst der Erziehung wie jede Kunst eine solche, die Talent voraussetzt, aber sich mit ihm nicht begnügen kann, sondern es nur zur Basis von etwas macht, was eben erlernt werden muß. Wie sehr aber die Frage der Erziehung mit der Frage des Anstands überhaupt zusammenhängt, lehrt die kleine Beobachtung, daß, wenn ein Knabe zum ersten Male das Wort anständig oder sein Gegenteil in den Mund nimmt, dies regelmäßig geschieht, wenn er von seinem Lehrer spricht. Ob er streng oder mild ist, ob höflich oder grob, das sind alles Fragen von zweitem Range. Den Begriff des Anstandes lernt das Kind nicht von seinen Eltern — hier wird er erst später angewandt —, sondern von seinem Lehrer, der in die Seele des Kindes einen Anstandsbegriff legen kann, den ein ganzes Leben nicht mehr zu zerstören vermag. Genau so, wie der als «unanständig» be-

zeichnete Lehrer, der irgend etwas verbricht, was gegen den strengen Ehrenkodex der Jugend geht, nicht durch das schlechte Beispiel, das ja als schlecht empfunden wird, sondern durch das Unterlassen des Guten, das nicht in nachzuahmende Erscheinung tritt, im Weltbild des Kindes eine nicht leicht wieder auszufüllende Lücke läßt.

Ob die Ehe, welche die Pädagogik auf den höheren Stufen des Wissens mit der Philologie eingegangen ist, als eine besonders glückliche bezeichnet werden kann, dies zu untersuchen ist nicht unsere Aufgabe. Sie trägt jedenfalls die Gefahr in sich, im Lehrstoff, der für die Erziehung nur Mittel zum Zweck sein sollte, die Hauptsache zu sehen, und die noch größere Gefahr, das philologische und nicht das pädagogische Können zum Maßstab der Eignung zu machen. In der Welt des Anstands aber kommt es nur auf das letztere an. Läge eine Kritik der Zeit im Aufgabenbereich dieses Buches, so müßte sie feststellen, daß die gegen früher viel stärkere Betonung der Kameradschaft der Förderung des Anstandsgedankens sehr zugute kommt, daß hingegen die größere Schematisierung der Erziehung bei der großen Verschiedenheit der Zöglinge viel leichter zu Vernachlässigungen bestimmter Eigenarten und damit zu Verletzungen des innersten Wesens mit allen ihren bedenklichen Folgen führt als die individuellere Erziehung früherer Zeiten. Für den Zögling bedeutet der Lehrer den Repräsentanten der ganzen Menschheit. Ist der Lehrer das, was der Zögling

anständig nennt und was auf dieses Urteil hin auch dieses Buch geneigt ist, so zu bezeichnen, so erscheint ihm die Menschheit anständig; ist er das Gegenteil, so sind beinahe unausrottbar die Wurzeln zum Mißtrauen und zum Menschenhaß gelegt, die dem Anstand zwar an sich nicht widersprechen, ihm aber den besten Teil seiner Rückwirkung auf den eigenen Charakter, nämlich dessen Harmonie, nehmen oder wenigstens sehr stark gefährden.

Da die Bedeutung des Lehrers für den Schüler ungleich größer ist als jene des Schülers für den Lehrer, so verlangt der Anstand vom Lehrer eine wirkliche und echte Ehrfurcht vor dem innersten Wesen seines Schülers und ein ungewöhnliches Maß von Verständnis. Vom Verhältnis des Schülers zum Lehrer darf dieses Buch schweigen. Es muß theoretisch von der Dankbarkeit bestimmt sein; ob dies auch praktisch der Fall ist, hängt eben von der Erziehung ab. Keine Tätigkeit auf Erden wird von den von ihr erzeugten Gefühlen so gerecht auf Heller und Pfennig bezahlt wie die Erziehung. Es sollten sich ihr wirklich nur Leute widmen, die dabei auf ihre Rechnung kommen.

Die menschliche Beziehung, die durch den Gegensatz Alt und Jung beherrscht wird, bedarf in einem dem Anstand gewidmeten Buch aber noch einer anderen Erörterung, die nicht von dem Problem der Ehrfurcht ausgeht, das in diesem Gegensatz eine besondere Beleuchtung erfährt, sondern von dem Problem der Zeit, das in den Begriffen Alt und Jung

enthalten ist. Wir haben schon einmal den Unterschied gestreift, der sich in der Haltung eines Offiziers gegenüber der Anrempelung durch einen Betrunkenen äußert, je nachdem der Offizier den gestern oder den heute gültigen Auffassungen von Ehre huldigt, die beide ihre innere, vom Standpunkt des Anstands aus gleich zu bewertende Berechtigung haben. Andrerseits haben wir die Grenzen der Ehrfurcht dort gezogen, wo die offenbar unanständige und ehrlose Tat dieser Ehrfurcht nicht nur die Gültigkeit, sondern sogar das Recht zur Gültigkeit nimmt. Wenn wir verlangen, daß das Verhältnis von Jung zu Alt und von Alt zu Jung von der gegenseitigen Ehrfurcht getragen werde, so würde der zeitbedingte Wechsel der Anschauungen über Ehre und Anstand dem Älteren gestatten, die durchaus im Rahmen des Anstands liegende Tat des Jüngeren als ehrlos anzusehen und umgekehrt. Wenn der Ältere in unserm Falle es als ehrlos vom Jüngeren ansieht, daß er den Mann, der ihn belästigt, nicht niederschlägt, so kann ich sehr wohl den Jüngeren begreifen, wenn er den Älteren, der es tut, seinerseits für ehrlos hält, weil er sich um einer vom Jüngeren nicht mehr verstandenen «Fiktion» willen so rasch entschließt, ein Menschenleben schwer zu schädigen oder gar zu vernichten.

Die Ehrfurcht der Generationen gegeneinander kann daher erheblich gestört werden, wenn diese Generationen in ihren Auffassungen von Ehre und Anstand auseinandergehen, das heißt, wenn Ehre

und Anstand von der Zeit abhängige Begriffe sind. Der Vorgang scheint die Frage zu bejahen. Wenn nun dieses Buch sich leidenschaftlich bemüht, sie zu verneinen, so geschieht dies nicht nur, weil diese Verneinung die Voraussetzung seiner Existenzberechtigung ist, sondern weil jeder Begriff von Anstand in dem Augenblick zerstört wäre, wenn die Zeit an seinem Kerne nagen könnte. Es ergeht dem Anstand hier wie der Moral überhaupt. Eine Moral, die von dem Zeitpunkt abhängig ist, zu dem ihre Gesetze verzeichnet werden, hört auf eine Moral zu sein. Weil sie schlechthin jeder Tat erlaubt, sich auf eine vergangene oder künftige Moral zu berufen, die sie rechtfertigt, und es mithin keine Tat mehr geben kann, die sie verbietet. Ein Buch über den Anstand ist kein Kursbuch, das nur bis zum kommenden 1. Oktober gültig ist.

In unserem Fall des Konfliktes zwischen den beiden Offizieren fanden wir rasch den ausgleichenden Weg, indem wir auf die Grundbegriffe zurückgingen. Der alte Offizier hatte sein Wort verpfändet, jede Beleidigung des Rockes zu rächen, den er trug. Die Definition der Ehre als Verpflichtung, Wort und Tat in Einklang zu bringen, zwingt ihn zu einer Handlungsweise, zu der den jüngeren Offizier kein gegebenes Wort mehr verpflichtet, die er also ohne Verletzung seiner Ehre unterlassen kann, ja, die vielleicht sogar für ihn selbst ehrlos wird. Fälle dieser Art gibt es Legion. Es ist notwendig aufzuzeigen, daß sie nicht einer verschiedenen Auffassung

von Ehre entspringen, sondern der gleichen. Und in der ganzen Welt des Anstandes werden Gegensätze solcher Art sich immer in nichts auflösen, sobald man von der Erscheinungsform auf ihre Ursprünge zurückkehrt. In dem Werk des Freiherrn Adolf Knigge «Über den Umgang mit Menschen» finden sich allerhand Betrachtungen, die in der heutigen Zeit vollkommen oder nahezu überflüssig erscheinen, beispielsweise über das heute dem ethischen Gebiet so ziemlich ganz entzogene Verhältnis des Wirtes zum Gast oder das für den Illuminaten Knigge sehr wesentliche Kapitel «Über geheime Verbindungen und den Umgang mit den Mitgliedern derselben». Aber in diesem ganzen Werk von 1788 steht kein Satz, den der Anstandsbegriff von 1936 nicht auch bejahen könnte. Der Wechsel der Formen ist kein Wechsel der Gedanken. Die Höflichkeit verlangte mancherorts vor dem Weltkriege, daß man am Tage, nachdem man in einem Hause zu Tisch geladen war, in diesem selben Hause einen Dankbesuch machte, der den medizinisch wenig schön gefärbten Namen «Digestionsbesuch» führte. Ich weiß nicht, ob die Sitte noch irgendwo besteht, und es liegt mir fern, sie dort stören zu wollen. Aber sie ist wohl ausgestorben, weil ihre heutige Befolgung auf kein rechtes Verständnis stoßen würde. Es ist denkbar, daß ältere Herren das Schwinden der Sitte als ein Schwinden des Anstands ansehen und, in solcher Verwechslung befangen, die heutige Generation eines Mangels an Anstand zeihen, der

sie sich nicht bewußt ist. Ja, es ist wahrscheinlich, daß die heutige Generation umgekehrt das unbefangene Interesse früherer Zeiten an den Verdauungsvorgängen des besonders verehrten Nebenmenschen, also gerade jenes Interesse, dessen letzter dezenter Rest jener Besuch war, ihrerseits als unanständig bezeichnen würde. Der Konflikt löst sich, sowie man auf das Grundprinzip des Anstands, die Ehrfurcht, zurückgreift. Die Ehrfurcht hat einmal das genannte Interesse verlangt, heute scheint sie es zu verbieten. Man kann sagen, daß die Ehrfurcht ihre Launen hat, aber man kann nicht sagen, daß sie nicht herrscht. Solange aber dies der Fall ist, ist der Grundpfeiler der Welt des Anstandes unberührt. Hätten wir gerade unsern Skeptiker zur Seite, so würde dieser freilich sagen, daß nicht das Verbot der Ehrfurcht, sondern die Faulheit jener Sitte des Digestionsbesuches ein Ende gemacht hat. Auch er hat recht. Aber die Faulheit hätte nie über die Sitte gesiegt, wenn diese einen vom Anstand bejahten Sinn gehabt hätte, genau so wie es die Faulheit schließlich doch nicht erreicht, daß wir es unterlassen, uns die Hände zu waschen.

Es ist richtig, daß unsere Zeit weniger zeremoniell wurde, oder, wenn wir mit dem Worte Ehrfurcht operieren wollen, weniger Neigung hat, diese Ehrfurcht unaufgefordert in fremde Häuser zu tragen, als es eine frühere Zeit für notwendig und gut hielt. Die Gründe liegen auf der Hand. Dem größeren Gedränge auf unsern Straßen scheint irgendwie ge-

heimnisvoll ein größeres Gedränge der Minuten in unserm Tageslaufe zu entsprechen. Wenn wir daran festhalten, daß unser Verhalten gegenüber dem Mann, der um jeden Preis unser Leben versichern will, kein schlechter Prüfstein dafür sei, wie weit die Ehrfurchtsregel des Anstands uns in Fleisch und Blut übergegangen ist, so kann ich mir vorstellen, daß etwa ein Chinese seinem Besucher erklären würde, daß sein schmutziges und nichtsnutziges Leben niemals es wert sei, daß ein solcher Ausbund aller Tugenden und eine solche Leuchte der Wissenschaften sich auch nur eine Minute lang der Sorge um seine Versicherung hingebe. Ich kann mir vorstellen, daß mein Vater weniger wortreich gewesen wäre und die beim Chinesen zwei Stunden dauernde Ablehnung der Versicherung in einer halben Stunde zu Ende gebracht hätte. Der Besucher wäre nicht Ausbund der Tugenden genannt worden, aber ein kurzes, interessiertes Gespräch über seine Lebensverhältnisse und über die besondere Lage seines Fachs hätten ihm bestimmt über das Nein hinweggeholfen. Wenn der Hergang bei uns vielleicht nur fünf Minuten dauert, so liegt darin keine Unhöflichkeit, denn auch unser Besucher wäre geschädigt, wenn eine Ablehnung ihn eine halbe Stunde der wertvollen Zeit von 1936 kosten würde. Die Worte, die in diese fünf Minuten zu pressen sind, haben gar nicht Atem genug, um die Höflichkeit und die Anteilnahme der väterlichen Worte zu besitzen. Aber wenn wir dem Enteilenden auch nur einen

Händedruck mitgeben oder wenigstens die Spur eines Wortes, das ihm das wesentliche Gefühl gibt, daß sein Enteilen nicht ein Hinauswurf, sondern das natürliche Ende eines freundlichen Gespräches sei, so haben wir der Pflicht des Anstands genau so Genüge getan wie der Chinese, haben dem andern die Ehrfurcht, auf die er Anspruch hat, genau so gezeigt, wie es unser Vater tat, auch wenn der Wechsel der Generationen die Formen änderte. Die anständige Haltung von heute hat mit jener von gestern so viel gemeinsam, daß der Unterschied der Formen ihr Wesen nicht trifft.

NEUNTES KAPITEL

ANSTAND UND TRADITION

Lenôtre, der liebevolle Kleinmeister der französischen Revolutionsgeschichte, hat in einem seiner letzten Aufsätze das Bild eines Patrioten in der Stadt Bayeux gezeichnet, der es sich im Sturm dieser Zeit zur Aufgabe gesetzt hatte, den wundervollen Dom seiner Vaterstadt und dessen größten Schatz zu retten: den berühmten, über siebzig Meter langen Teppich, der in kunstvoller Stickerei das Leben und die Taten Wilhelms des Eroberers angeblich von der Hand seiner Gattin Mathilde zeigt. Das Unternehmen war nicht ohne Gefahren. Dom und Teppich galten als verabscheuungswürdige Symbole der Vergangenheit und sollten beide zerstört werden.

Der genannte Bürger von Bayeux rettete den Dom, indem er die Abbrucharbeiten an sich brachte und dann mit dem Gerüstbau und allen erforderlichen Arbeiten soviel Zeit vertrödelte, bis der Wechsel der Volksstimmung den Bestand eines der ehrwürdigsten Denkmäler Frankreichs wieder sicherte, und, wie es ihm gelang, das Teppichungeheuer aus der Stadt zu bringen und zu bergen, das mag man bei Lenôtre nachlesen.

Ich weiß nicht, ob der Name dieses Patrioten, ehe der Historiker ihn einer weiteren Öffentlichkeit übergab, in Bayeux selbst fortgelebt hat. Aber eines glaube ich bestimmt zu wissen, daß die Zahl derer verschwindend klein ist, die nicht bereit sind, diesen Bürger einen anständigen Mann und seine Tat eine anständige Tat zu nennen. Und somit gehören Mann und Tat in dieses Buch und wollen in ihm ein wenig näher betrachtet sein.

Die Motive für die Tat von Bayeux sind unter keinen Umständen materieller Natur gewesen. Der Bürger hat sich seine Tat einiges Geld kosten lassen, und was er rettete, war nicht sein Besitz und wurde es auch nicht. Ich weiß nicht, ob er ein religiös empfindender Mensch war; aber wir können annehmen, daß er vor dem zerstörerischen Wüten des Pöbels jenen verachtungsvollen Haß hatte, den jeder anständige Mensch, mag er selbst religiös sein oder nicht, vor der lästernd gegen Gott erhobenen Hand empfindet. Die Religion an sich und nicht nur die eigene ist ja als die ureigentliche Welt der Ehrfurcht

selbst für die primitivsten Formen des Anstands ein unantastbares Gebiet. Es mag sein, daß unser Held beim Schutz der Kathedrale von solchen Gedanken der Empörung über eine solche Schändung des Heiligtums erfüllt war. Beim Teppich freilich, der keinerlei religiöse Darstellung enthielt und als Kunstwerk einem Auge von 1792 wohl auch mehr barbarisch als wertvoll erscheinen mochte, sind wir auf andere Motive angewiesen. Und hier stoßen wir auf eine Erscheinung, die sich der rationellen Erklärung ziemlich entzieht und doch in unserm Bewußtsein sehr lebendig ist: auch die Ehrfurcht vor dem Alter und dem geschichtlich Gewordenen ist für uns unlösbar mit dem Begriff des Anstands verknüpft. Hätte unser Mann von Bayeux ein im Jahre 1790 gefertigtes Teppichmonstrum gerettet, so wäre, vorausgesetzt, daß der Teppich nicht ihm selbst gehörte, die Tat nicht weniger anständig gewesen; sie hätte jedoch irgendwie ein anderes Gesicht gehabt. Aber wahrscheinlich wäre die Tat gar nicht erfolgt. Es hätte wohl für unsern Mann im Teppich selbst kein Impuls zu seiner Rettung gelegen, vielleicht in der Freundschaft mit seinem Besitzer, vielleicht in der Hoffnung auf ein gutes Geschäft. So aber, wie die Dinge lagen, fühlen wir, daß die siebenhundert Jahre, die dieser Wunderteppich damals schon hinter sich hatte, ganz allein für sich eine Art von Wert darstellten, die den Bürger zu seiner Rettung begeisterten. Wir fühlen, daß die Zerstörung des 700jährigen eine ganz besondere Art der

Barbarei gewesen wäre, ärgerlicher, empörender, eine ganz andere Saite in uns berührend als etwa die Zerstörung eines Kunstwerkes, das gerade seine Werkstatt verließ.

Es ist gar keine Selbstverständlichkeit, sondern eigentlich eine sehr seltsame Erscheinung, daß auch bei Gegenständen die Ehrfurcht mit dem Alter eine geheimnisvolle Verbindung eingeht, nicht anders, als sei das Alter an sich ein sittlicher Wert, der seine Achtung von der Welt des Anstandes fordert. Wenn Bismarck es seinem Nachfolger Caprivi beinahe vor allem andern verübelte, daß dieser die alten Bäume im Garten des Berliner Reichskanzler-Palais schlagen ließ, so ist das nicht nur der Groll des naturverbundenen Junkers gegen den Mann «ohne Ar und Halm», sondern es steckt in dieser Empörung auch ein gutes Stück von der verletzten Ehrfurcht, die der anständige Mensch auch für den alten Baum empfindet (womit wahrhaftig nichts gegen Caprivi gesagt sein soll), und die andere Grundlagen hat als die rein ästhetische Freude an der grandiosen Schönheit solcher Riesen. Sie gilt ja auch dem Baum, dessen Alter diese Schönheit schon längst zerstört hat. Die Baumverehrung der alten Germanen war die dem Alter gezollte Verehrung; denn das Alter hatte in einem Lande ohne ragende Kunstwerke der Vorzeit keinen andern Sitz als im flüsternden Laub der Bäume. Hier allein griff die Phantasie in die ferne Vergangenheit. Unter dem Rauschen dieser Kronen waren schon die Ahnen

gestanden. Konnten sie nicht von dem großen Mysterium der Zeit erzählen, nicht enthüllen, was der schweigende Mund der kurzlebigen Toten nicht mehr offenbaren konnte? Die Alten des Volkes wußten, was für ein geheimnisvolles Ding die Erfahrung war. Wie groß, wie nutzbringend mußte jene der Toten sein, die vor Jahrhunderten lebten, und hier standen ja noch Zeugen ihrer Gespräche und ihres Daseins. In der ehrfurchterfüllten Welt des Anstandes ist die Ehrfurcht vor dem Rätsel der Zeit ein ganz gewaltiges und niemals zu missendes Stück. Dieses Rätsel umwittert in unserer europäischen Kulturwelt auch die Werke der Kunst und manche Einrichtungen der Menschen. Die Zahl der Bäume unserer Landstriche, welche die großen Kathedralen des Mittelalters an Alter übertreffen, wird sicher ihrerseits durch die Zahl dieser Kathedralen übertroffen. Die Ehrfurcht, die ihr graues Gemäuer den Menschen von heute einflößt, beschränkt sich nicht nur auf die Zahl derer, für die diese Mauern die Wohnung des Ewigen umschließen. Diese Ehrfurcht ist so sehr in das öffentliche Bewußtsein übergegangen, daß ihre Schändung in Rußland oder Spanien uns tief empört, ihre Zerstörung im Weltkrieg Freund und Feind in der Trauer um den Verlust einte.

Das Geheimnis der Ehrfurcht geht noch weitere Wege. Die Ehrfurcht, die einst ein Gegenstand erzeugte, scheint an ihm zu haften wie eine psychische Energie. Es gibt schönere Werke der Emaillierkunst als die Krone Konrads II. in der Wiener Schatz-

kammer, kunstvollere Fassungen von Edelsteinen als die eiserne Krone der Langobarden im Dome von Monza. Aber ich glaube mich der Gefolgschaft meiner Leser weit abseits von jedem politischen Rahmen sicher, wenn ich behaupte, daß, wer immer die ehrwürdige Krone der Römischen Kaiser, die durch so viele Jahrhunderte ein ragendes Symbol der Christenheit war, oder jenen sagenhaften Reifen der Königin Theodolinde, der schon die Stirne Karls des Großen schmückte, in die Hand nehmen könnte, ohne einen Schauer der Ehrfurcht zu fühlen, in der Welt des Anstandes höchst wahrscheinlich keine sehr gute Figur machen würde.

Es gab eine Zeit, die für diese Werte taub war und diese Taubheit Vernunft nannte, eben die Zeit, die unsern Freund in Bayeux zu seiner rettenden Tat veranlaßte. Als man in Bayern das Kirchengut säkularisierte, konnte man in Bamberg vor seiner Werkstatt einen Biedermann sehen, der von einem alten Brokat, den er straff gespannt hatte, mit einem Hobel die Edelsteine entfernte, die ihn schmückten. Es war der Krönungsmantel der Kaiserin Kunigunde, die dieser Biedermann um ein paar Kreuzer bei der Versteigerung des Domschatzes erworben hatte. Unsere heutige Entrüstung möchte gewiß nicht ihn zum Ziele nehmen, sondern jenen «vernünftigen» Pöbel von Beamten, der diesen Skandal ermöglicht hatte. Die Verurteilung der Zeit und ihrer Söhne ist leicht. Aber ich muß gestehen, daß ich in meiner Überzeugung von der Ewigkeit

der Welt des Anstands durch nichts mehr erschüttert werden könnte als durch den Anblick dieser nicht ganz dreißig Jahre, in der die Ehrfurcht vor den Jahrhunderten in einen todesähnlichen Schlaf verfallen schien. Nicht, daß nicht auch heute in allen Ländern der Erde Menschen lebten, die gleicher Stumpfheit fähig wären. Aber daß diese Stumpfheit so sehr die Sanktion der Öffentlichkeit hatte, daß die tiefe Scham über sie erst Jahre später zu Worte kam, dies scheint mir in der Geschichte der Menschheit eines der unheimlichsten Phänomene. Es gibt keine Möglichkeit zu behaupten, daß die Vernunft, in deren Namen diese Dinge geschahen und deren Weltbild offenbar den Begriff der Ehrfurcht nicht kennt, etwas schlechterdings Unmenschliches sei; aber daß ihre Taten es sein können, diesen Beweis scheint sie wirklich einwandfrei geführt zu haben. Lassen wir uns doch nicht einreden, daß das, was wir fühlen und was die Tat des Bürgers von Bayeux bestimmte, eine schwächliche Empfindsamkeit ästhetisierender Gemüter sei. Ich habe absichtlich den Stammbaum dieser Gefühle auf die Baumverehrung der Germanen zurückgeführt, um zu zeigen, daß die Ehrfurcht von jeher einen Bestandteil des innersten Wesens des Menschen überhaupt und nicht nur des Kulturmenschen ausmacht, daß also jene Empfindlichkeit im Geistigen genau so ein Gemeingut der Menschheit ist wie etwa die Empfindlichkeit der Sinne.

Man wird mir einwenden, daß ich dieser Zeit, die

mir wie der erste große und gefährliche Einbruch in die Welt des Anstandes erscheint, weil sie bewußt keine Ehrfurcht kannte, eine Bedeutung zumesse, die sie nicht besaß. Man wird mich vielleicht, um nicht gleich auf die Völkerwanderung zurückzugehen, auf den Sacco di Roma von 1527 hinweisen, bei dem die Ehrfurchtslosigkeit Orgien beging, die sehr wohl neben denen der Französischen Revolution ihren unheiligen Platz behaupten können. Aber dies trifft nicht den Kern. Eine beutesüchtige Soldateska geht nicht mit der Behutsamkeit von Denkmals-Konservatoren vor. Dies liegt ebenso in der Natur der Dinge wie etwa die Schändung der Königsgräber in St-Denis oder andere Sakrilegien durch den Pöbel von Paris. Aber es ist ein Unterschied, ob jemand im Rausche des Kampfes und des Blutes eine Ehrfurcht verletzt, die seine Unkenntnis nie besaß, oder ob dies auf dem Verordnungsweg durch Kräfte geschieht, die diese Unkenntnis nicht besitzen dürfen.

An einer Stelle der Straße von Burgau nach Günzburg kam es der Gattin des letzten Herzogs von Lothringen zum Bewußtsein, daß sich ein neues Leben in ihr zu rühren begann. Da solche Nachricht beim bevorstehenden Aussterben des uralten Geschlechts besonders beglückend schien, so errichtete die Herzogin aus Dankbarkeit an dieser Stelle eine nette kleine Rokokokapelle, den Menschen zur Andacht, der Gegend zum Schmuck. Von dieser Kapelle steht kein Stein mehr. Da sie auf österreichi-

schem Boden stand, fiel sie trotz der Bitten der Umwohner einem ausdrücklichen Befehl Josefs II. als «unnötig» zum Opfer. Was den Fall so bezeichnend macht, ist, daß das Kind, das die fromme Seele der Herzogin zur Dankbarkeit bewog, des Kaisers eigener Vater, Franz I., war und die so wegen unnötiger Ausgaben nachträglich zurechtgewiesene Herzogin mithin des Kaisers eigene Großmutter. Da die Kapelle mit keinerlei kostspieliger und vielleicht wirklich überflüssiger Seelsorgestelle verbunden und ihre Baulast unmöglich sehr groß war, so fehlte der Pietätslosigkeit des Kaisers, über die natürlich das ganze Land den Kopf schüttelte, letzten Endes auch jedes praktische Motiv. Das Land wurde um einen kleinen Schmuck ärmer und sonst nichts, aber es war einer tyrannischen Theorie Genüge geschehen, die selbst nicht einmal Vernunft war, aber im Glauben es zu sein in ihrer Welt die Genugtuung bot, die in der sittlichen Welt des Anstands verurteilt werden muß.

Mit dem feindlichen Nebeneinander dieser beiden Welten ist über das Wesen des Anstandes etwas Neues und sehr Bezeichnendes ausgesagt. Denn zu diesem Wesen gehört eine ganz bestimmte Einstellung zur Welt der Tradition oder der Pietät, wenn man diesen empfindsameren Ausdruck vorziehen will. Das pädagogisch nicht ganz leichte Problem im jungen Menschen, der an sich viel geneigter ist, der Alleinherrschaft der Vernunft das Wort zu reden, das Verständnis für diese Welt zu öffnen, so sehr,

daß ihm ihr Wesen in Fleisch und Blut übergeht, ist für die Erziehung zum Anstand grundlegend. Die größte Schwierigkeit besteht darin, daß eben doch auch die nötige Kritik am Morschen und Fehlerhaften des Überkommenen wachgehalten werden muß, ohne die aus dem Zögling ein unfruchtbarer «laudator temporis acti» würde, ein junger Greis, dem die Achtung vor dem Leben der Vergangenheit das eigne Leben wegzustehlen in Gefahr käme. Es ist richtig, daß die in der rationalistischen Welt der Vernunft getroffenen Entscheidungen fast durchgehend kurzlebig und schließlich unvernünftig zu sein pflegen, weil die traditionelle Welt, deren nicht wägbares Gewicht in der Wirklichkeit des Lebens ungeheuer ist, der Vernunft wesentlich unzugänglicher ist als die Welt der Vernunft der traditionellen, die großen und schweren Rechenfehler daher auf ihrer Seite häufiger sein werden. Aber dieser Vorteil der Erziehung im Traditionellen und in der Ehrfurcht, der nah verwandt dem latenten Vorteil ist, den jeder anständige Mensch vor dem «andern» voraushat, trägt die Gefahr seiner eigenen Tugenden in sich. Die Patina des Alters hat so große ästhetische Reize, daß die Freude daran das Urteil über den Wert des darunter Liegenden oft mehr beeinflußt, als es einem im praktischen Leben Stehenden erlaubt ist. Hier den Ausgleich zu finden, wird für eine Generation um so leichter sein, je weniger ihr Widerspruch durch das andere Extrem gereizt wird. Die Reaktion auf die dreißig pietät-

losen Jahre von 1780—1810 war ganz natürlich die übertriebene Verehrung des Alten als des an sich Guten. Ihre zwei Formen waren die Romantik und die Heilige Allianz, deren Vertreter sich nicht immer sonderlich gut vertrugen. Der anständige Mensch strebt nach Harmonie und wird dem Überkommenen und dem Werdenden das Maß der Ehrfurcht zollen, das von ihm die Tradition und das Leben verlangen. Der Pädagoge wird sich darüber klar sein, daß er mehr die Tradition zu lehren hat. Das Leben lehrt von selbst.

In diesen Kapiteln, deren eigentliches Ziel es ist, die Auswirkungen des Anstands im Verhalten der Menschen untereinander zu behandeln, haben wir den Begriff der Ehrfurcht an die Spitze gestellt. Dann gingen wir auf die Frage der Beziehungen der Lebensalter zueinander ein und versprachen den Abschnitt mit dem wichtigsten Kapitel zu krönen, mit den Beziehungen der Geschlechter. Was sich aber hier in diesem Traditionskapitel ungezwungen einfügt, ist die Frage der Beziehungen der Stände zueinander. Der Stände? Gibt es die im heutigen Staat irgendwo noch? Ja, es gibt sie natürlich überall. Und überall sind sie so sehr Realitäten, so sehr Träger völlig verschiedener Auffassungen und Gefühle, überall stehen sie so sehr in der Verwirrung einer gesellschaftlichen Umwälzung, daß es sehr notwendig ist, von ihnen zu reden.

Knigge, dessen Buch über den Umgang mit Menschen 1788, also in der Hochblüte der ehrfurchtslosen

Zeit der Aufklärung, erschien, schrieb in diesem Buche:

«Ich sehe im Geiste allgemeine Aufklärung sich über alle Stände verbreiten; ich sehe den Bauer seinen Pflug müßig stehen lassen, um dem Fürsten eine Vorlesung zu halten über Gleichheit der Stände und über die Schuldigkeit, die Last des Lebens gemeinschaftlich zu tragen; ich sehe, wie jeder die ihm unbequemen Vorurteile wegräsoniert, wie Gesetze und bürgerliche Einrichtungen der Willkür weichen, wie der Klügere und Stärkere sein natürliches Herrscherrecht reklamiert und seinen Beruf, für das Beste der ganzen Welt zu sorgen, auf Unkosten der Schwächeren geltend macht, wie Eigentum, Staatsverfassungen und Grenzlinien aufhören, wie jeder sich selbst regiert und sich ein System zur Befriedigung seiner Triebe erfindet — o gebenedeites, goldenes Zeitalter! Dann machen wir alle nur eine Familie aus; dann drücken wir den edlen, liebenswürdigen Menschenfresser brüderlich an unsere Brust und wandeln, wenn dies Wohlwollen sich erweitert, endlich auch mit dem genievollen Orang-Utan Hand in Hand durch dies Leben. Dann fallen alle Fesseln ab, dann schwinden alle Vorurteile.»

Diese Zeilen sind aus mehr als einem Grunde interessant. Nicht nur, weil hier wohl zum ersten Male jene Degradierung des Menschen prophezeit ist, die ihn zum Artverwandten des Affen machen wollte, sondern weil hier ein überlegener Geist die ganze Schale seiner Ironie über eine Entwicklung

ausgießt, die räsonierend die Ordnung untergehen und die primitive Zeit der Rechtlosigkeit wieder erstehen läßt. So anregend die Frage zu beantworten wäre, ob Knigge ein guter oder ein schlechter Prophet war oder ob sich seine Prophezeiung am Ende nur mit einer Zeitspanne begnügte, von der wir bereits die Weiterentwicklung erleben, so gleichgültig muß sie uns hier sein. In einem hat Knigge jedenfalls recht: Am Räsonnement über die Gleichheit der Stände hat es so wenig gefehlt, daß sie, was 1788 noch eine undenkbare Lächerlichkeit erschien, aus der Gesetzgebung der meisten Staaten verschwanden.

Aber gerade dadurch, daß sie es taten, stellte sich heraus, daß sie nicht der Welt der Gesetzgebung angehören, sondern einer anderen, der sittlichen Welt. Dies zeigte sich bei dem einzigen Stand, der in der Gesetzgebung eine Sonderrolle gespielt hatte und von dem daher am ehesten vermutet werden konnte, daß er ursprünglich ihr Erzeugnis gewesen sei, beim Adel. Vom Bürgertum, vom Bauern und vom Proletariat wußte man, daß sie nicht das Gesetz erzeugt hatte (was nebenbei falsch war, da sowohl das Bürgertum wie das Proletariat ihre Wurzeln im Stadtrecht haben.) Der Angriff gegen das Ständewesen ging gegen den Adel. Was jede alte Demokratie wußte, daß der Adel eine im Volk selbst wurzelnde und von ihm organisch erzeugte Bevölkerungsschicht sei, das wußte die junge rationalistische Demokratie nicht und schaffte den Adel gesetzmäßig

in einer Reihe von Ländern ab. Streng, unerbittlich, katonisch. Als in Wien Plakate eine Aufführung des Liszt'schen Oratoriums «Franz von Assisi» ankündigten, griff die Polizei ein und verlangte die Streichung des «von» beim hl. Franz. (Die Maria Stuart wäre wohl unbehelligt geblieben.) Der Adel hat sich so wenig gewehrt, wie es ihm die Kampfesaussichten, die ein Tausendstel der Bevölkerung in einer Demokratie hat, rieten. Es trat auch sonst so gut wie niemand für ihn ein. Trotzdem ist der Adel noch da. Nicht nur in der Unerschütterlichkeit seines eigenen Bewußtseins, sondern in der Überzeugung der gesamten öffentlichen Meinung, der ihm freundlichen und der ihm feindlichen. Die Schweiz, deren aus der Geschichte organisch heraufwachsende Demokratie durch die Existenz der Salis, der Planta, der Bubenberg und der Reding ebensowenig gefährdet wurde wie durch seine städtischen Patrizierfamilien, sondern sich in der Gleichheit der bürgerlichen Rechte eher bestätigt fand, hätte dieses Ergebnis vorhersagen können. Der Adel und alle Stände sind zweifellos eine menschliche und nicht eine göttliche Einrichtung. Dem Rationalismus wird es ewig ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, warum das Schwert der Gesetzgebung an ihm zersplitterte, warum also das Gesetz nicht wieder aufheben kann, was es einmal schuf. Denn wenn auch der Adel keimhaft selbst im primitivsten Volk enthalten war, genau so wie der Bauer und der Handwerker, der Ahnherr des Bürgers, so ist die rechtliche Differen-

zierung der Stände und damit ihre eigentliche Erschaffung doch jedenfalls ein Werk und eine Wirkung der staatlichen Gesetzgebung. Es ist gar nicht selbstverständlich, daß das Gesetz diesen Bildungen nichts mehr anhaben kann. Sie scheinen durch die Zeit, durch den Lauf der Jahrhunderte, durch die Tradition aus der Sphäre der menschlichen Regelung in jene der sittlichen Ordnung hinübergewechselt zu sein. Der moderne Staat kennt in der Gesellschaft kein Oben und Unten, kein Hoch und Nieder. Er kennt diese Begriffe freilich innerhalb der Behördenwelt und träumt mitunter in Hoch-Zeiten der Bürokratie davon, den von der Allgemeinheit bezahlten Beamten zu deren Vorgesetzten zu machen, das heißt, eine Art von Feudalismus wieder einzuführen.

So leben in der Welt die Menschen zwei gesellschaftliche Systeme nebeneinander, das staatliche, in dem es Regierung und Regierte gibt, und das durch das Alter organisch gewordene System der Stände. Der Theorien, wie man beide Systeme wieder im Ständestaat amalgamieren könnte, gibt es bekanntlich eine ganze Reihe, von denen noch keine außerhalb der Schreibtisch-Schublade ihre Lebensfähigkeit zu erproben Gelegenheit hatte.

Wir haben in einem einleitenden Kapitel die Welt des Anstands gegen die Welt des Staates abgegrenzt. Die sittlichen Verpflichtungen des Gehorsams gegen das Gesetz und jene der persönlichen Hingabe zur Verteidigung seiner Freiheit sind Gesetze zugleich

des Anstands, über die sich eine Hin- und Herrede erübrigt. In diesem Kapitel interessiert uns nur die Welt der Stände. Hier läßt die Wirklichkeit keinen Zweifel darüber, daß es in der öffentlichen Meinung noch heute unverändert jenes Oben und Unten gibt, von dem der Staat nichts mehr weiß. Der Bürger sieht heute noch im Proletarier einen gesellschaftlich «unter» ihm stehenden Menschen, der Bauer weiß sich sehr wohl vom Gütler zu unterscheiden, der Adel ist sich des Unterschieds in seinen eigenen Reihen so bewußt wie nur je, und die Rangordnung der Stände untereinander lebt im Einzelnen durchaus bewußt weiter, vom großen und erzieherischen Gemeinschaftsgefühl der Nation freilich mehr als früher kameradschaftlich verbunden, was das Einstehen des einen für den andern zur bejahten Selbstverständlichkeit macht. Diese Welt des Oben und Unten, die in keiner Weise gleichbedeutend ist mit der Welt von Reich und Arm, da ihre Wurzeln ja viel tiefer sind, trägt wie jedes gesellschaftliche Gefälle die Gefahr zweier Gefühle in sich, das von oben nach unten gerichtete Gefühl des Hochmuts und das von unten nach oben gerichtete Gefühl des Neides. Wenn ich hier die Aufgabe des Anstands auf die kürzeste Formel bringen will, so wäre es die, daß sie darin besteht, beide Gefühle zu vermeiden. Die Verschiedenheit der Stände unterscheidet sich von der Verschiedenheit des Reichtums dadurch, daß sie nicht geändert werden kann oder, richtiger, zu einer Änderung zwei bis drei Generationen

braucht. Der Arme kann reich und der Reiche kann arm werden. Aber aus einem Bürger wird niemals ein Bauer, und wenn er zur Lebensschicht des Proletariers absinkt, so bleibt in ihm doch immer das vergiftende Ressentiment des Gesunkenseins, das ihm die innere Freiheit nimmt, die auch der Proletarier besitzen kann.

Die innere Umwälzung im Gesellschaftsgefüge unserer Zeit hat für den Anstand Probleme aufgeführt, die der Zeit Knigges noch völlig fremd waren. Der natürliche Zustand, daß die Begriffe oben und unten sich mit jenen von Reich und Arm im großen und ganzen decken, ist auf weiten Gebieten längst verlassen. Es gibt heute viel mehr Menschen, die zwischen ihrem Stand, der schließlich immer die Grundlage ihrer Denkformen ist, und ihrer wirtschaftlichen Lage eine Kluft aufgetan sehen, die quälend ist und sie mit einer Empfindlichkeit besonderer Art belastet. Die Kunst, anständig zu sein, wird hier zur Kunst, dieser Lage Rechnung zu tragen. Die beiden Laster Hochmut und Neid darf es für den anständigen Menschen schlechterdings nicht geben. Zu der Ehrfurcht vor dem andern Menschen, die ihn zwingt, jeden, mit dem er zu tun hat, ganz gleich, aus welcher Schicht er stammt, so zu behandeln, daß der andere sich in seiner menschlichen Würde geachtet fühlt, gesellt unsere Zeit in unendlich vielen Fällen die Verpflichtung der Achtung jener Empfindlichkeit. Sie ist eine an den Takt gestellte Frage und, wie es schon im Wesen

solcher Fragen liegt, einer allgemeinen Antwort nicht fähig. Wenn es erlaubt wäre, Fragen des Anstands mit solchen der Zweckmäßigkeit zu verbinden, so ist vielleicht die Erinnerung daran am Platz, daß alle großen Umwälzungen der Geschichte, alle chaotischen Zustände in ihren Urhebern sowohl, wie in ihren grausamsten Vertretern die Gestalt des Deklassierten zeigen, den die Gesellschaft falsch und herzlos behandelt hat. Man kann sagen, daß die Frage der Behandlung des Oben und Unten ungleich schwerer wiegt und ungleich subtiler ist, als jene nach der Behandlung des anderen Gefälles in der menschlichen Gesellschaft, Reich und Arm.

Da dieser Gegensatz von Reich und Arm keinesfalls in die Welt der sittlichen Werte hineinragt, in welcher der Gegensatz von oben und unten immerhin den geheimnisvollen Wert hat, den jegliche Tradition verleiht, so hat er eigentlich in einem Buch über den Anstand nicht arg viel zu suchen. Wer es fertig bringt, die Armut seines Nebenmenschen irgendwie auf die ihm schuldige Ehrfurcht mindernd Einfluß nehmen zu lassen, an dem ist vom Standpunkt des anständigen Menschen, wie man so sagt, Hopfen und Malz verloren. Wenn es erlaubt ist, bei Lastern Gradunterschiede zu machen, so muß gesagt werden, daß immerhin der Hochmut, der sich auf den Stand beruft, bei all seiner Dummheit über jenem steht, der sich auf ein Bankkonto berufen möchte, während umgekehrt der Neid auf ein Bankkonto irgendwie verzeihlicher ist als der ständische

Neid, der immer ein beklagenswerter Mangel an Selbstgefühl und damit ein wirklicher Charakterfehler bleibt. Was dem anständigen Menschen den Reichtum beneidenswert machen könnte, darf nur die Fülle an Möglichkeiten, anderen zu helfen, sein, die er gewährt. Ich kann mir schon Augenblicke denken, wo den anständigen Menschen eine heimliche Sehnsucht nach Reichtum packt. Dies ist etwa auch der Augenblick, in dem der Herr hereinkommt, der mir Teppiche verkaufen will. Ob diese Sorte Neid wirklich unter Laster zu buchen ist, darüber bin ich mir noch nicht ganz im klaren.

Es gibt außerhalb der Kategorien des Standes und des Geldes noch eine Kategorie von Menschen: die sogenannten einflußreichen Menschen. Es können Vorgesetzte, es können aber auch andere Menschen sein, die durch Verwandtschaft, Freundschaft oder durch das Gewicht der eigenen Persönlichkeit irgendwo in der Nähe der Hebel sitzen, nach denen sich unser persönliches Fortkommen regelt. Es ist eine starke und durchaus nicht unmoralische Versuchung, die Nähe solcher Schlüsselbesitzer aufzusuchen und vor ihnen alle seine Talente Räder schlagen zu lassen, die einen Pfau demütig machen könnten. Der Anstand verbietet es wirklich nicht. Aber eine Spielart von Menschen verbietet er mit einer kategorischen Strenge: den Streber. Das Strebertum, soweit es nicht nur aus Fleiß, Tüchtigkeit und natürlichem Geltungsbedürfnis besteht, also kein eigentliches Strebertum, sondern eine durchaus anständige Sache

ist, wird gekennzeichnet durch die Absicht, dem Vorgesetzten oder jenem anderen einflußreichen Menschen Gedankengänge und eine Gesinnung vorzutäuschen, die allzu bereit sind, in ihr Gegenteil umzuschlagen, sowie dieses Gegenteil für die Zukunft aussichtsvoller erscheint. Man möchte versucht sein, dies einfach dem Begriff des Betrugs einzureihen; aber das erfaßt den Kern des Strebertums nicht. Der Mann, der es fertig bringt, die politische und weltanschauliche Überzeugung seines jeweiligen Vorgesetzten zu haben, ist genau so wenig ein Betrüger, wie es der Schauspieler ist. Wie dieser sich heute in die Rolle des Königs Lear und morgen in jene Wallensteins hineinversetzen kann, so ist der Streber von der aufgeschlossensten Bereitschaft, die Überzeugung von heute gegen jene von morgen restlos und ohne die geringste Betrugsabsicht zu vertauschen. Es gelingt ihm, weil ihm der Sinn dafür fehlt, daß die Überzeugung der Richtigkeit oder Falschheit einer Sache gilt (die Sache ist ihm nämlich das Gleichgültige), weil er unter Überzeugung den realistischen Sinn für die Zweckmäßigkeit seines Tuns versteht. Den aber hat er in allen Lebenslagen, und daher wird er einem etwaigen Vorwurf, er habe überhaupt keine Überzeugung, verständnislos gegenüberstehen. Er hat ehrlich den ausgeprägten Eindruck von seiner persönlichen Tüchtigkeit, und die Frage, warum der Anstand diese Art von menschlichen Gebilden ablehnt, ist gar nicht besonders leicht zu beantworten. Handelte er gegen

eine Überzeugung, so wäre das Urteil des Anstands und seine Ablehnung eindeutig und klar. Aber der Mann kann ja dies gar nicht, weil er keine hat! Ist dieser Defekt genügend, um ein Verdikt des Anstands zu rechtfertigen? Unser Gefühl sagt mit nachtwandlerischer Sicherheit ja. Aber unsere Kategorien von Ehre und Ehrfurcht sind nicht sonderlich leicht in Anwendung zu bringen. Daß der Streber seine überzeugungstreuen Kollegen schädigt, das ist im Kampf ums Dasein kein Vorwurf, der ihn allein trifft. Der Fleißige, der Tüchtige, der Sachkundige tut dies ja ab und zu auch. Uns bleibt nur übrig, den Streber in jenen Kreis von amoralischen Menschen einzureihen, die für das Unsittliche ihres Tuns kein Bewußtsein haben. Sie leben außerhalb der sittlichen Welt und jenseits des Anstands, dessen Gesetze sie nicht zögern werden zu verletzen, da die Stimme, der sie folgen, nicht jene der Ehre, sondern ausschließlich jene des eigenen Vorteils ist. Dem eigenen Vorteil zu folgen, ist dem Anstand selbstverständlich immer erlaubt, wenn das Gesetz der Ehre, der Übereinstimmung von Wort und Tat, geachtet wird. Der Streber ist gewissermaßen der Mann, der zwar an dieser Übereinstimmung festhält, indem er nicht die Taten nach dem Wort, sondern die Worte nach den Taten richtet, das Wort also aus der Invarianten, die es in der Welt der Ehre ist, zu einer variablen Größe macht, was es in dieser Welt niemals und unter gar keinen Umständen werden darf, außer nach dem

menschenerschütternden Vorgang einer Bekehrung, in deren äußerem Schauspiel sich ja das Streberturn gefällt.

Wie das Hoch zu Niedrig, das Reich zu Arm gehört zum einflußreichen Menschen der einst Einflußreiche. Ihm ist es beschieden, die nicht sehr schmackhafte Lektion zu lernen, vielleicht doch nicht so viel wert zu sein, als er glaubte. Es ist nicht die Aufgabe des anständigen Menschen, sich an diesem Unterricht zu beteiligen. Er kann ruhig den «andern» überlassen bleiben. Wer je in seinem Leben Einfluß auf irgend etwas hatte, braucht keine Menschenerfahrung aufzusuchen, weil sie ihm ins Haus fliegt. Wenn er nicht so heillos töricht ist, einstiger Macht — sie war nie so groß, wie sie nachher ausschaut — nachzutrauern, so wird schon dieser Vorrat an Erfahrungen den Umgang mit ihm erstrebenswert machen. Der Rat, diesen Umgang zu pflegen, möchte daher eher in ein Buch über die Vorteile des Anstands gehören als in eines über seine Kunst.

ZEHNTES KAPITEL

EIN GESPRÄCH ÜBER DIE FRAU

Der Skeptiker: «Sie haben doch auch in diesem Buch gelesen, daß jetzt über die Beziehungen des anständigen Menschen zur Frau gesprochen werden soll. Da müssen Sie mir schon erlauben, wieder ein wenig mitzureden. Ich fühle es, daß wieder sehr

viel von der Ehrfurcht die Rede sein wird, und ich habe noch immer Ihren Ausspruch in den Ohren, daß jeder anständige Mensch im Don Quixote seinen heimlichen Helden verehre. Nun ist da gerade im Don Quixote eine dumme Geschichte, wie Ihr heimlicher Held einer Köchin den Hof macht, als sei sie eine Fürstin. Ich will ja nicht behaupten, daß ich wisse, was die Köchin sich dabei dachte; aber ich habe das Gefühl, daß, wenn Sie ähnliche Rezepte empfehlen möchten, dies doch an der rauhen Wirklichkeit zu sehr vorbeischösse, als daß es ernst genommen würde.»

Der Idealist: «Anstand ist Zucht. Ich weiß im Augenblick nicht, was für ein Kollege von Ihnen den Ausspruch tat, daß alle Werke der Menschen bis zu ihren größten Taten von zwei Motiven bestimmt werden, dem Hunger und der Liebe. Diese beiden Kräfte sind natürlichen Ursprungs und daher in ihrer Wirkung unberechenbar wie die Erdbeben, die sich darauf versteifen, einmal nur Fenster klirren zu machen und das nächstemal ein paar Städte zu zerstören. Vom Hunger haben wir uns ja schon unterhalten, als wir vom Geld sprachen, das die größte Versuchung für die Ehre sei. Der Gelderwerb, der ja in seinem Wesen die Flucht vor dem Hunger ist, erhält im Ehre-Begriff des Anstands einen Zügel, der über das lapidare siebente Gebot Gottes, wie es Moses aufgezeichnet hat, noch ziemlich weit hinausgeht. Die Welt der durch die Liebe entfachten Leidenschaften ist der Welt des Geldes gegenüber

noch ungleich wilder, unzähmbarer, gewitterhafter, was die göttlichen Gebote dadurch zu bestätigen scheinen, daß sie ihre zwei Gebote, das sechste und das neunte widmen. Ich muß zugeben, daß die Welt des Anstandes angesichts der Größe des ‚Feindes' hier ein wenig schüchtern hinter jenen verpflichtenden Geboten zurückbleibt. Aber als eine Welt der Zucht kann sie unmöglich vor der Welt der eigentlichen Unzucht die Segel streichen. Ihr steht natürlich genau so wenig wie bei den Gesetzen der Ehre der Imperativ zur Verfügung, der aus der Übernatur stammt. Wenn dieses Buch den Gesetzen der Ehre jene der Ehrfurcht an die Seite stellte, so scheint dies dem Dualismus Hunger und Liebe angepaßt und außerdem besonders geboten, die ganze Beziehung zur großen und geheimnisvollen zweiten Hälfte der Menschheit unter das Gesetz der Ehrfurcht zu zwingen. Lassen Sie diese Beziehung ohne ein solches Gesetz, so gibt es für die menschliche Gesellschaft außerhalb des Kreises derer, die sich dem göttlichen Gebot einordnen, überhaupt keinerlei Halt mehr, und ein Chaos, tausendmal schlimmer, als die primitivste Urzeit es kannte, würde jede menschliche Bindung verschlingen. Ich weiß, daß Sie sich wieder am Worte Ehrfurcht stoßen werden. Aber nun zur scheinbar so lächerlichen Szene aus dem Don Quixote, den Sie in die Debatte warfen. Wissen Sie, daß Don Quixote gerade hier recht beachtenswerte Nachfolger hatte? Ich erinnere daran, daß ein Mann wie Ludwig XIV. in Versailles jede Putz-

frau, mochte sie auch noch so wenig anziehend sein, zuerst zu grüßen bestrebt war, und vom alten Prinzregenten von Bayern wie von Wilhelm I. und Kaiser Franz Joseph, die von der Haltung Ludwigs XIV. wahrscheinlich nichts wußten, sagt man das gleiche. Ich höre Sie einwenden, daß alle vier merkwürdigerweise alte Herren seien, die mit den Jahren über andere Formen der Huldigung hinauswuchsen. Aber mir scheint das Wesentliche darin zu liegen, daß ihnen die Huldigung überhaupt als die gegebene Form jenes Anstands erschien, der ihr Leben beispielgebend beherrschte, und Sie können überzeugt sein, daß sie in dieser Auffassung ungezählte Genossen hatten, deren Namen sich schon deshalb nicht überlieferte, weil bei ihnen keine solche Spannung zwischen ihrer Stellung und der Ehre des ersten Grußes bestand.»

Der Skeptiker: «Hat die Geschichte auch überliefert, was die Putzfrauen darüber dachten?»

Der Idealist: «Das ist so ziemlich das Gleichgültigste von der Welt. Wenn Sie mir einen Vergleich erlauben, der auf den ersten Anblick ausgesprochen grob und ungalant erscheint: es kommt nicht darauf an, was sich die Heiligen Kühe Indiens über die Ehrfurcht denken, die ihre Berührung verbietet und ihnen erlaubt, stundenlang wiederkäuend die wichtigsten Verkehrsstraßen zu versperren. Nur auf die Ehrfurcht kommt es an, deren Gesetze befolgt sein wollen. Ich bilde mir nicht ein, einen Einblick in den Mechanismus der Gedankengänge zu

haben, der gerade diese Kühe mit einer solchen Aureole umgibt — so naheliegend es ist, aus dem unerhört grandiosen Zweiklang der breiten Stirne eines Rindes und der schönsten Tieraugen, die es gibt, darüber gedanklich sehr hochstehende Vermutungen zu schöpfen. Was aber die Aureole betrifft, die der Anstand um jegliche Frau zieht, so liegt deren Sinn klar auf der Hand. Auch sie bezieht ihre Begründung aus dem Geheimnis. Das Solenhofener Gestein hat uns den Abdruck eines Plesiosaurus-Skelettes bewahrt, in dessen Innern sich das unfertige Skelett eines Jungen befindet, dem der Tod der Mutter vorzeitig den Weg ins Leben verschüttete. Ich habe den merkwürdigen Stein nie sehen können ohne die etwas unbehagliche Empfindung, daß selbst die mir am nächsten stehende Frau, meine eigene, im Allerinnersten ihres Gefühls dieser armen Plesiosaurus-Mutter näher steht als mir, daß sie Erfahrungen mit ihr gemeinsam hat, die mir immer verschlossen bleiben und die doch ihre ganze Denkweise in nicht zu überbietendem Maße beeinflussen müssen.»

Der Skeptiker: «Zuerst Heilige Kuh, dann Plesiosaurus. Zum mindesten als Minnesänger würden Sie eine ziemlich originelle Figur abgeben. Ich weiß, daß Sie auf jegliche Analyse nicht gut zu sprechen sind. Aber vielleicht erlauben Sie mir doch die Bemerkung, daß Ihr Vergleiche so robuster Natur sind, daß sie Ihr eigenes Maß an der gewünschten Ehrfurcht, sagen wir einmal, mehr verschleiern als verraten.»

Der Idealist: «Welcher Vergleich täte das nicht, wenn es sich um eine Frau handelt? Im übrigen gestehe ich gern, daß mir auch jedes Tier ein ehrfurchtgebietendes Geheimnis ist. Auch sie könnten sehr gut als Prüfstein des Anstandes gelten. Es ist mir völlig undenkbar, mir einen anständigen Menschen vorzustellen, der ein Tier zu quälen vermag, ja selbst einen, der dem Tier gleichgültig gegenübersteht. Das Mysterium des Lebens spielt auch in ihm. Auch in seinem Kopf leben ‚Gedanken', selbst bei der Schlange, der Spinne, dem Fisch, dem Skorpion, deren Gesetze zu erforschen, ganze Schauer von Ehrfurcht erzeugen müßte. Und vollends das höherstehende Tier — von seiner Vollendung im Dackel ganz zu schweigen — kann jedem Feinheiten an Gedanken beibringen, daß ich die Menschen schon begreife, die es zu sorgender Liebe hinreißt. Keine Angelegenheit von alten Jungfern und vom Leben Enttäuschten, mein Lieber. Eine ganz gewaltige Welt von wirklicher Größe, wie alles Naturhafte. Es war mir einmal interessant zu hören, daß unsere besten Direktoren von Tierparken zu Wärtern am liebsten Bauernsöhne nehmen, die den Adel ihrer Naturnähe mitbringen und im Umgang mit den Tieren zu den liebevollsten, seelisch zartesten und anständigsten Menschen erwachsen, während selbst der gelernte Mann aus andern Kreisen, dem dieser Anstand der Naturnähe nicht mehr so im Blute liegt, fast immer in Unverständnis und Ungeduld versagt. Die Frau, die der Natur kraft ihres Wesens

ungleich näher steht als wir, verbindet damit den Verstand, die Gefühle, den Willen des Menschen. Sie lebt etliche tausend Jahre neben uns Männern, aber daß wir heute mehr vom Wesen unserer Frauen wüßten als die Pharaonen — das zu behaupten ist, glaube ich, noch niemand eingefallen.»

Der Skeptiker: «Immerhin erlauben Sie mir ein Gedankenexperiment, von dem ich von vornherein bemerke, daß ich es mir gar nicht zu eigen mache. Gut, wir kennen das Geheimnis nicht, das seit Urzeiten der Sphinx weibliche Züge gibt. Aber damit scheint mir Ihre Theorie, daß es wirklich ehrfurchterweckend sei, noch nicht notwendig bestätigt zu werden. Es gibt Nüsse, die taub sind. Schließlich sind auch Geheimnisse denkbar, die aufgedeckt gleich null und von einer Banalität wären, neben der das aus einer Kinderpuppe entströmende Sägemehl geradezu den Charakter einer Sensation hätte. Ich gebe Ihnen zu, daß es Frauen gab und gibt, vor denen mir das Wort Ehrfurcht als zu wenig besagend im Munde stecken bleibt. Aber sie müssen mir auch zugeben, daß es immerhin erkennbar auch eine ganze Anzahl anderer gibt, bei denen einem dieses Wort mit dem besten Willen überhaupt nicht einfällt. Sie setzen allgemein diese den verehrungswürdigen gleich, während es Ihnen doch kaum einfallen würde, in unserm Teppichhändler von neulich zunächst den Geschlechtsgenossen von Goethe und von Thomas von Aquin zu sehen. Schließlich verletzt nicht nur die Miß-

achtung, sondern auch die Übertreibung die Gerechtigkeit.»

Der Idealist: «Ich müßte Ihnen jetzt sagen, daß das Geheimnis an sich und nicht sein Inhalt das Verehrungswürdige ist. Aber ich höre Ihr ‚Aha', mit dem Sie Ihre Befriedigung ausdrücken wollen, daß auch ich zu der Auffassung neige: ‚Lassen wir den Deckel lieber zu.' Dies ist aber nicht so. Manches an der Frau ist ja schließlich doch unserm Urteil zugänglich. Wir können uns zwar mit dem besten Willen nicht vorstellen, wie sehr es das Verhältnis zum Leben überhaupt verändert, daß man einen Körper besitzt, der Leben zu spenden vermag. Aber soviel wissen wir immerhin, daß der Vorgang eine körperlich meist sehr schmerzhafte Angelegenheit ist. Ich weiß nicht, ob Sie sich je ausgedacht haben, was es heißt, neun Monate lang eine Granate sausen zu hören, von der Sie mit absoluter Sicherheit wissen, daß sie nicht neben Ihnen einschlagen wird. Sie werden mich vielleicht einen Feigling nennen, wenn ich hierin einen Anlaß sehen würde, ein ganz klein wenig nervös zu werden. Statt dessen sehen wir an einer erdrückenden Mehrheit der Frauen eine über jede Bewunderung erhabene Haltung, ein sich Freuen auf den Augenblick des Granateneinschlags und schließlich eine von uns Männern gar nicht zu begreifende Bereitschaft, das Erlebnis des Bombardements zu wiederholen. Das heißt doch im Grunde und im wahrsten Sinne eine Art von Todesbereitschaft, zu deren Massenerzeugung auf

der männlichen Seite es einer Kriegserklärung und des Imperativs sehr eindeutiger Kriegsgesetze bedarf. Sie werden sagen, dies sei halt nun einmal so, und was unsere männliche Phantasie daraus mache, sei von dem wirklichen Erleben der Frau höchstwahrscheinlich grundverschieden. Ich gebe Ihnen das gerne zu. Aber ich habe nun einmal keine anderen Maßstäbe als meine eigenen Gedanken. Und sie zwingen zu einer Bewunderung, für die Ihre Meinung, daß es irgendwo schon andere Maßstäbe auch geben wird, ziemlich einflußlos bleiben muß.»

Der Skeptiker: «Der Gedanke, daß die Mutterschaft eine mysteriöse und mit menschlichen Maßen gemessen äußerste bewundernswerte Angelegenheit sei, ist schließlich nicht gerade neu...»

Der Idealist: «Im Bereich der Gedanken von Männern über Frauen gibt es wohl überhaupt keine neuen Gedanken. Denn das Problem ist alt...»

Der Skeptiker: «... aber ich sehe in ihm keine Kraft, die die Grundhaltung der männlichen Menschheitsfront zur weiblichen zwingend bestimmt. Der Ehrfurcht steht auf der männlichen Seite ein ihr nicht unbedingt förderliches Begehren zur Seite, das doch viel stärker ist als die Ehrfurcht, und von dem Leute, die weniger Idealisten sind als Sie, glauben behaupten zu können, daß es auf der Gegenseite erwidert werde. Hier liegt wohl die eigentliche treibende Kraft in diesen Beziehungen. Glauben Sie im Ernste, daß ein Gefühl wie die Ehrfurcht, die doch immer das etwas blasse Aussehen eines Ge-

dankenproduktes haben wird, ob sie nun begründet ist oder nicht, dieser Kraft jemals Herr werden kann?»

Der Idealist: «Das soll sie ja auch gar nicht. Wenn sie dazu imstande wäre, dann gehörte sie bekämpft. Was die Ehrfurcht soll, ist die Aufgabe erfüllen, in diese für die menschliche Gesellschaft gefährliche Urwelt der Wildheit und der Leidenschaften ein geistiges Element hineintragen, das vielleicht die Wildheit zähmt und den Leidenschaften doch so etwas wie ein Verantwortungsgefühl an die Seite gibt. Zeiten, die an ritterliche Gefühle glaubten mit einiger Aussicht appellieren zu können, suchten diese dadurch zu erwecken, daß sie die weibliche Hälfte der Menschheit das ‚schwache Geschlecht' nannten. Sie wissen, wie sehr ich die Ritterlichkeit schätze; aber sie setzt ja nicht notwendig die Schwäche eines andern voraus, um in Aktion zu treten. Die These aber, daß das andere Geschlecht das schwache sei, ist in ihrem Geltungsbereich so eng begrenzt, daß man wohl sagen kann, sie sei falsch. Die völlig andere Artung, die völlig andere Denkweise, der völlig andere Maßstab, ist nicht auf den Gegensatz stark und schwach zurückzuführen. Ich schrieb einmal einen sehr schönen Aufsatz über eine bayerische Gräfin von Sulzbach, die als Frau Manuels II. Kaiserin von Byzanz war. Ihre Schwester Bertha war mit dem deutschen König Konrad III. verheiratet, der 1147 den 2. Kreuzzug ins Heilige Land führte. Nun war es bei den Kreuz-

zügen immer eine peinliche Sache, daß die abendländischen Kreuzfahrer, kaum daß sie auf byzantinisches und ihnen ketzerisch erscheinendes Gebiet traten, glaubten an Ort und Stelle bei den Ungläubigen zu sein, und sich entsprechend benahmen. Um dies zu verhindern und seinem Heer den kampflosen Durchzug durch das oströmische Reich zu ermöglichen, ritt Konrad III. nach Byzanz und unterhandelte dort mit Manuel II. Dies schien mir für unsere Sulzbacher Kaiserin immerhin eine beachtenswerte Stunde, den Ausgleich zwischen ihrem Mann und ihrem Schwager, zwischen ihrer neuen und ihrer alten Heimat herbeizuführen. Ich wagte also, wenn auch mit etwas schlechtem Gewissen — denn schließlich: was weiß ich von der Gedankenwelt einer byzantinischen Kaiserin vor acht Jahrhunderten — den etwas pathetischen Satz, daß dies wohl der größte Augenblick ihres Lebens war, da sie als Hausfrau und Mittlerin die Träger der beiden höchsten Kronen der Welt an ihrem Tisch sah. Der Satz bekam mir nicht gut. Er kam kaum trocken aus der Setzerei, als mir eine sehr gescheite Frau wohlmeinend zu verstehen gab, dieser Satz sei barer Unsinn. Mein welthistorischer Augenblick sei aller menschlichen Voraussicht nach meiner guten Sulzbacher Kaiserin das Gleichgültigste vom Gleichgültigen gewesen. Die größten Momente im Leben einer Frau unterschieden sich von jenen im Leben eines Mannes jedenfalls dadurch, daß sie kaum je in der Weltgeschichte stünden. Wenn Frauen so

täten, als interessiere sie das ‚geschäftliche' Tun der Männer, so dürfte man dies nicht so wörtlich auffassen, solange sie nämlich nicht unmittelbar am Ergebnis beteiligt seien.»

Der Skeptiker: «Es ist gut, daß Sie mir diese Geschichte erzählten und nicht ich Ihnen. Denn mir hätten Sie dann bestimmt vorgeworfen, ich wollte etwas Ehrfurchtminderndes sagen, etwa im Stile von Möbius' Buch über den physiologischen Schwachsinn des Weibes, in dem doch immerhin einiges für Ihr Problem Beachtenswertes steht.»

Der Idealist: «Mir scheint das Beachtenswerteste an diesem Buch in seiner Existenz und nicht in seinem Inhalt zu liegen. Ein Marsbewohner könnte an den Problemen der Erde nicht mehr vorbeireden, als es hier geschieht. Es stimmt wohl alles mit dem Gehirngewicht und diesen schönen Dingen. Aber um Himmels willen, was sind das für Maßstäbe! Wenn man feststellen kann, daß eine Frau ganz anders und gewissermaßen vom Erwachsenenstandpunkt aus ‚läppischer' mit einem Kinde spielen kann, ist sie deshalb infantil? Und ist ein Mann deshalb verehrungswürdig und nicht infantil, weil seine Künste sich darauf beschränken, einem Baby gegenüber ein paarmal verlegen Tatata zu machen und, wenn's hoch kommt, seine Taschenuhr repetieren zu lassen, falls sie dies kann? Warum wird Schopenhauers ‚Kind im Manne' wohlwollender betrachtet? Es ist beiden Geschlechtern gemeinsam, eine heimliche Sehnsucht zu den Spielen ihrer

Kinderstube zu behalten. Ich bin wahrhaftig nicht Antimilitarist und werde nicht behaupten, daß dem Puppenspiel des Mädchens gegenüber die ins Leben weisende Bedeutung des Soldatenspiels des Knaben geringer wäre. Aber wenn ihnen die erwachsene Fortsetzung des Puppenspiels in der doch sehr sinnvollen und zweckentsprechenden kindlich scheinenden Beschäftigung mit dem Kinde infantil-minderwertig vorkommt, so kann von Ihrer Gerechtigkeit gefragt werden, ob das Soldatenspiel beim Manne weit über die Zeit hinaus, wo es den ernsten Sinn der Ertüchtigung für einen Kriegsfall hatte, nicht ähnliche Züge, nur beträchtlich weniger sinnvolle aufweist. Beim Anblick der militärischen Evolutionen, Wendungen, Schwenkungen und Aufmärschen einer ländlichen Feuerwehr liegt mir die leiseste Hoffnung fern, daß man damit auch nur ein Streichholz auslöschen könnte. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß die Amazonen ein militärisch sehr beachtenswerter Gegner waren. Aber daß sie Veteraninnen- und Kriegerinnen-Vereine gründeten, das halte ich für undenkbar. Verstehen Sie mich recht. Ich unterschreibe jedes Wort dieses Buches, das den Wert der Kameradschaft in der Welt des Anstands als einen sehr wesentlichen Bestandteil von ihr hervorhob. Diese Kameradschaft zu pflegen, schließt den soldatischen Geist ihres Ursprungs in sich, und mir liegt jede Kritik meilenfern. Aber das Amazonentum, das in der Geschichte der Menschheit den einmal zu machenden Versuch anstellte,

den ewigen Kampf der Geschlechter auf das Schlachtfeld zu tragen, hat doch sicher den Unterschied der Geschlechter, wie Kämpfe es eben tun, mehr hervorgehoben als verwischt. Und das ‚Kind in der Frau' ist ganz bestimmt auch damals andere Wege gegangen als das ‚Kind im Manne'.

Der Skeptiker: «Immerhin wollen wir feststellen, daß das ‚Kind im Manne' diesen nicht verhindert hat, so gut wie den ganzen technischen und kulturellen Fortschritt der Menschheit auf seinen Schultern zu tragen. Ich weiß, es gibt Chemikerinnen und Mathematikerinnen von Weltruf, aber wenn Sonja Kowalewska — die als Mädchen die ganze Infinitesimalrechnung von den Druckbogen eines Lehrbuches gelernt hatte, die der Tapezierer zufällig als Ersatz für die Tapete ihres Kinderzimmers benützt hatte — jedem, der es hören wollte, erklärte, eine Frau sei nur glücklich, wenn ihr die Männer zu Füßen liegen, und sie selbst wäre wohl besser Novellistin geblieben, so werden Sie zugeben, daß diese paar weiblichen Beispiele zum mindesten den Unterschied der Geschlechter nicht aufheben, auf den Sie bei Ihrer byzantinischen Kaiserin so zutreffend hingewiesen wurden. Malerinnen kennt die Kunstgeschichte nur wenige, Komponistinnen meines Wissens überhaupt nicht, und, wenn wir von Sappho, Hroswita und der hl. Hildegard absehen, so erlebte die Welt eigentlich erst bei der Droste den Beginn einer Zeit, in der die Frau ebenbürtig neben den Mann in die Welt der Dichtkunst

eintrat. Wenn ich jetzt noch beifüge, daß normalerweise auch noch Köche besser sind als Köchinnen, und damit die Frau auch noch aus der Küche ganz und gar in die Kinderstube verdränge, so werden Sie mir doch eine männliche Überlegenheit zugeben. Ich sage nichts über die Ehrfurcht, solange Sie diese dem Geheimnis und dem Unterschied weihen. Beide sind ja da. Aber irgendwo muß schließlich doch der Kirchturm beim Dorf gelassen werden.»

Der Idealist: «Ich will ihn wirklich nicht wegtragen und den in diesem Buche einmal auftretenden Chinesen zum Vorbild nehmen, dem die Höflichkeit und der Anstand befehlen, sich möglichst schlecht zu machen. Technik, Kultur, Kunst sind für die Überlegenheit des Mannes eindrucksvolle Maßstäbe. Aber sie können versagen, wie der Maßstab der Celsiusgrade versagt, wenn man einmal nicht Temperaturen, sondern Geschwindigkeiten messen will. Ich habe zu oft erfahren, daß eine Frau die verwickeltste politische Lage, die ihrem Verständnis in den Einzelheiten so gut wie ganz unzugänglich ist, viel besser und richtiger sehen kann als der klügste Mann. Ich erinnere an das berühmte ‚Pourvu que cela dure!' der alten Lätitia Bonaparte. Ich begreife darum, daß naturnahe Völker wie die alten Germanen für die naturnahe Weisheit der Frau das Amt der Priesterin schufen, daß die Römer ihre politische Weisheit aus den weiblichen, Sibyllinischen Büchern bezogen und die Griechen ihr wichtigstes Orakel in den Mund der Pythia legten.»

Der Skeptiker: «Hier muß ich doch ein wenig protestieren. Soviel wir wissen, stammt die Weisheit des Delphischen Orakels von der männlichen Priesterschaft des dortigen Apollotempels, und die gute Pythia gab sie nur in einem halbbewußten Trance-Zustand wieder.»

Der Idealist: «So heißt es, und ich will nicht skeptischer als Sie den Gedanken aussprechen, daß ich zwar an die Weisheit eines Priesters zu glauben vermag, aber an die dauernde Weisheit von Priesterschaften mit ähnlichen Zweifeln denke, wie an jegliche Weisheit von Korporationen. Aber wenn Sie recht haben, so war es doch die sublimste dieser Weisheiten, das Orakel in den Mund einer Frau zu legen, die als Frau den geheimnisvollen Nimbus der autoritativen Weisheit ihres Geschlechtes besaß, und nicht dem Dreifuß einen Pythius beizugesellen, von dem jeder nur erwartet hätte, mehr oder weniger gute Politik zu hören.»

Der Skeptiker: «Gut. Nehmen wir nun an, daß alles, was Sie sagen, eine gewisse Berechtigung hat, daß also tatsächlich Mann und Frau nicht mit dem gleichen Maßstab gemessen werden können, und nehmen wir weiter an, daß das Geheimnis eines unübersteigbaren Unterschieds tatsächlich ein Gefühl der Ehrfurcht begründen kann, so müßte diese Ehrfurcht doch von drüben auch der männlichen Seite entgegengebracht werden, da der Unterschied ja nur sein Vorzeichen, aber nicht seine Größe wechselt. Ich weiß nicht, wie Sie über sich denken. Aber

wenn ich für meine Person ein Inventar meines Innersten mache, so finde ich nicht sehr viel brauchbare Dinge, die auf Ehrfurcht irgendeinen Anspruch erheben können. Ich möchte daher annehmen, daß eine x-beliebige Frau, die ja als solche schon weniger eitel zu sein pflegt als ein Mann, bei der gleichen Inventur zum gleichen Ergebnis käme und Ihre Ehrfurcht zum Teufel wünschte, weil sie mit ihr ebensowenig anfangen kann wie ein Mann in der Wüste mit einem Dollarscheck. Bei Ihrer Ehrfurcht ist, fürchte ich, das Angebot größer als die Nachfrage. Die von der Gilde der Idealisten festgestellte erstaunliche Sehnsucht gescheiter Frauen nach der Gleichberechtigung mit dem Manne ist doch im Grunde ein aus tiefstem Herzen angebotener Verzicht auf Ihre Ehrfurcht. Warum nehmen Sie ihn nicht an? Warum können Sie zum Beispiel nicht einmal dem Gedanken nachgehen, daß auch die Kameradschaft mit der Frau ohne die Allongeperücke der Ehrfurcht das Verhältnis zwischen den beiden Hälften der Menschheit befriedigend und allen Erfordernissen des Anstands entsprechend regeln würde?»

Der Idealist: «Sie verbinden immer noch den Begriff der Ehrfurcht mit dem Gedanken an ein gebeugtes Knie und einen schwärmerischen Augenaufschlag. Was mich dem Gedanken der Gleichberechtigung der Frau gegenüber skeptisch macht, ist eben die Sehnsucht der intelligenten Frau danach. Schon der Gedanke an diese Gleichberechti-

gung ist eine typische Intelligenzfrucht. Das sind lauter Dinge, die festgesetzt und beschlossen werden können, aber das wirkliche Leben doch keinen Augenblick stören. Ich habe natürlich gar nichts oder wenigstens so ziemlich gar nichts gegen die Frau im Parlament und im Beruf. Ich kann mir auch — dafür bin ich ja schließlich Idealist — Kameradschaften vorstellen die schwere Menge. Das ändert doch keinen Deut an der Tatsache, daß die ganze Gefühlswelt der Frau eine andere ist als die des Mannes, und daß der anständige Mann in seiner Beziehung zur Frau gezwungen wird, all sein Tun einer Kontrolle zu unterwerfen, die viel mehr Selbstzucht verlangt, als von ihm im Verkehr mit dem Mann verlangt wird. Hier weiß er nämlich, wann er Unrecht tut, und kann die Verantwortung daher leicht tragen. Der Frau gegenüber aber weiß er es viel weniger. Ein Wort von ihm im Guten und im Bösen entzündet drüben ein ganzes Feuerwerk von Gedanken, Entschlüssen und Taten, und darum will dieses Wort ganz anders überlegt sein, wenn der Mann Wert darauf legt, zur Welt des Anstands zu gehören. Ganz anders lastet hier die Verantwortung. Mein Ausdruck Ehrfurcht hat wahrhaftig nicht ein gebeugtes Knie zum Inhalt, sondern zwei Komponenten verschiedener Art. Die erste kann man recht nüchtern mit der Vorsicht vergleichen, die ein Streichholz in der Nähe von Feuerwerkskörpern verlangt; die zweite aber geht vom Wesen des Anstands aus und sagt mir, daß hier nicht gespielt

werden darf, weil der Partner auf der andern Seite ein vollwertiger Mensch ist, dessen Leben ich genau so wenig eine Wunde beibringen darf, als irgendeinem andern. Da Frauen eine ganz andere Form des Denkens haben als wir, ist es, wenigstens für eine bestimmte Sorte von Männern, denen das Schicksal die richtige Stimmgabel mit auf den Lebensweg gab, erschreckend leicht, sie zu täuschen. Wenn sich dann ein Mann hinreißen läßt, es zu tun, dann fürchte ich, gehört seine Schilderung nicht in dieses Buch. Der Mann mit der Stimmgabel, der anständig bleiben will, kommt um die Pflicht nicht herum, auf jeden, aber absolut auf jeden Täuschungsversuch zu verzichten und Frauen gegenüber die Wahrheit noch dreimal stärker zu betonen, als er es Männern gegenüber tun muß.»

Der Skeptiker: «Mir scheint, daß der Trennungsstrich, den Sie hier zwischen dem anständigen Menschen und dem Hochstapler ziehen, nicht sehr originell ist. Darüber hinaus scheint es mir auch ein wenig, daß Sie die Pflicht des anständigen Menschen etwas dornenreicher darstellen, als sie ist. Ihr Wahrheitsapostel gerät beinahe in Gefahr, einen besonderen Grad von Liebenswürdigkeit zu erreichen und damit seine Wahrheitsliebe aus der Sphäre der mit gerunzelter Stirne erfüllten Anstandspflicht in die weniger moralische eines besonderen Tricks abgleiten zu sehen, mit der er ein wenig heuchlerisch — das müssen Sie zugeben — nicht selten zu den gleichen Ergebnissen kommen wird wie Ihr Hochstapler.»

Der Idealist: «Sie müssen mich ausreden lassen. Was die Beziehungen zur Frau von anderen Beziehungen unterscheidet, ist, daß hier der Mann unter allen Umständen eine Last mehr zu tragen hat als sein Partner. Die öffentliche Meinung ist immer mit der Frau strenger als mit dem Mann.»

Der Skeptiker: «Dies wird jeder Mathematiker zunächst eher als eine Mehrbelastung der Frau bezeichnen.»

Der Idealist: «Und der Mathematiker macht es mir eben damit schwer, genau das auszudrücken, was ich will. Gewiß liegt an sich diese Mehrbelastung auf der Frau. Aber sie ist dort etwas Konkretes, das in Rechnung gestellt werden kann. Mir will es scheinen, daß nur der Hochstapler sich mit dieser Feststellung zufrieden gibt. Für den anständigen Menschen wird aber gerade diese sichtbare Mehrbelastung des andern, diese greifbare, aber nicht aufzuhebende Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung zu einer nicht abzahlbaren Schuld, zu etwas, was ein anständiges Leben nicht kennen darf, zu einer Wunde, zu einer ganz bösen Geschichte. Die Frau zahlt ihre Schuld immer ehrlich ab. Der Mann nie. Das ist und bleibt für ihn eine um so unbefriedigendere Rechnung, je mehr er sich der Welt des Anstands verbunden weiß. Eine wirkliche Mehr-Last. Der Wunsch so vieler Frauen, daß die religiös unerschütterlich feststehende Gleichheit der Moral für beide Geschlechter sich auch in der öffentlichen Meinung durchsetze, ist erst aufgetaucht, als

die Allgemeingültigkeit der Anstandsgesetze zu schwinden begann. Es ist ein Suchen nach einem neuen Schutz, nachdem der alte, eben diese ideelle Mehrlast, seine Bedeutung verlor.»

Der Skeptiker: «Nun, Sie denken ein wenig rosig über das 18. Jahrhundert, von den früheren ganz zu schweigen, wenn sie auch nur eine Sekunde glauben, daß irgendeine Seele auch in der anständigsten Welt irgendeinen Gedanken an Ihre Mehrlast verschwendete.»

Der Idealist: «Was will das besagen? Braucht man sich von etwas bewußt zu werden, damit es da ist? Glauben Sie nicht, daß die so schwer deutbare Sitte des Männerkindbetts bei vielen primitiven Völkern vielleicht ähnlichen Gedanken einer vom Manne geschuldeten Kompensation entspricht? Haben wir erst Volkstrachten, seitdem es Vereine zu ihrer Erhaltung gibt? Unser landläufiges Bild vom 18. Jahrhundert malt immer noch im Sinne der selbstgerechten Biedermeierzeit mit stärkeren Umrissen die Züge derer, die von keiner nicht abzahlbaren Schuld ihr Gewissen besonders belastet fühlten. Aus dem Kontrast ihres Lebens zu ihrem Anspruch, als anständig zu gelten, folgt die Verurteilung des Jahrhunderts. Ist sie nicht vielleicht ungerecht? Wir haben einen kleinen Anhaltspunkt dafür. Die moralische Verurteilung des 18. Jahrhunderts ist gefühlsmäßig an Frankreich haften geblieben, weil Frankreich die kulturelle Führung dieser weithin leuchtenden Zeit hatte. Frankreich

gilt heute noch mancherorts als ein leichtsinniges Land — sehen Sie aber einmal die Wirklichkeit an! Wie oberflächlich sind solche Beurteilungen! Selbst in den heitersten und lebenslustigsten Teilen Südfrankreichs sind heute noch die Beziehungen der Geschlechter so festen Formen des Anstandes unterstellt wie kaum anderswo auf der Welt. Auch in Paris ist die diesen Formen sich entziehende Menschenschicht sicher eher kleiner als in den anderen Weltstädten, die als puritanischer gelten. Der Anstand bedeutet nicht Kopfhängerei, ist keiner Lebensunlust dienstbar, ist keine Verneinung der großen Gebote der Liebe. Es gibt kein größeres Mißverständnis als dieses. Unser landläufiges Urteil über das 18. Jahrhundert klammert sich entweder an leichtsinnige Gesellen, die es zu allen Zeiten und in allen Schichten der Völker gegeben hat, oder es verwechselt Anstand mit Puritanismus — zwei sehr verschiedene Dinge. Wäre das 18. Jahrhundert unanständig gewesen, so wäre in Deutschland der Bühnenerfolg von Lessings ‚Emilia Galotti' undenkbar gewesen und hätte in Frankreich ‚Figaros Hochzeit' keine Revolution entzündet.»

Der Skeptiker: «Sie haben davon gesprochen, daß viele Frauen den Wunsch hätten, die in der religiösen Welt bestehende Gleichheit der Moral für beide Geschlechter auch in der öffentlichen Meinung durchzusetzen. Nun wissen Sie ja selbst, daß die einseitige Strenge der öffentlichen Meinung gegen Verfehlungen der Frau auf einem gesunden Grunde

beruht, namentlich, wenn man die Ehefrau ins Auge faßt. Nur sie kann die Blutreinheit der Familie gefährden. Darum habe ich es stets als ein Zeichen der Entartung angesehen, wenn etwa die Männerwelt einen ‚gehörnten' Ehegatten mit spöttischem Lachen bedachte, trotzdem dieser Spott auch den patriarchalischen Aufbau der Familie betrifft und damit den Rang des Mannes in der Familie erniedrigt. Es mag ja sein, daß diesem Spott oft die Meinung inbegriffen ist, wonach der Betrogene zu wenig Mann, zu wenig Zeuger der Familie zu sein vermochte. Dies wäre immerhin die satirische Beleuchtung einer begreiflicheren Kritik; doch glaube ich nicht, daß der Spott über einen ‚gehörnten' Ehemann häufig so tief geht. Nehmen Sie dagegen die Frau. Wo lacht eine Frau über eine betrogene Frau? Nirgendwo. Die Frau hat tiefere Empfindungen überall, wo die Familie in Frage steht. Die Frau hat auch darüber hinaus überall ein schärferes Urteil über eine gefallene Frau als der Mann. Wir bemerken, daß eigentlich die Frau ähnlich denkt wie die öffentliche Meinung — und wahrscheinlich aus dem gleichen Familiensinn heraus. Die Frau spürt den Bruch mit der sittlichen Haltung stärker als der Mann — der nur dann sehr pathetisch wird, wenn er persönlich der Leidtragende ist. Ungleichheit auf der ganzen Linie also.»

Der Idealist: «Es ist vieles richtig, was Sie eben gesagt haben. Die Beurteilung der ungleichen Moralauffassung durch die öffentliche Meinung läßt, je

mehr man sich mit ihr beschäftigt, mehr tiefsinnige Überlegungen zu, als wir sie hier anstellen können. Ich will nur noch einen nicht unwichtigen Punkt berühren. Mir scheint, daß die auf Ritterlichkeit gestützte Welt des Anstandes, welche den Schutz des Schwächeren durch den Stärkeren gebietet, mit dieser verschiedenen Beurteilung der öffentlichen Meinung zusammenhängt. Gewiß sind die Bestrebungen der Frauen zu einer möglichsten Angleichung der öffentlichen Meinung keineswegs ‚unmoralisch' und können auch eine ganze Reihe guter und vernünftiger Gründe für sich sprechen lassen. Aber sie führen zu gesellschaftlichen Ufern, vor denen man ein starkes Unbehagen bekommen muß. Der Anstand wehrt sich dagegen, so merkwürdig dies auch klingen mag. Nun werden Sie sagen, daß ich daherrede wie eine alte Stiftsdame. Und Sie werden mich darauf aufmerksam machen, daß das Paradies diesen Anstand nicht kannte. Lassen Sie mich aber jetzt nochmals auf Michelangelo zurückkommen und Ihnen erzählen, wie er dies schaute. Es ist viel darüber disputiert worden, daß Michelangelo genau in die Deckenmitte der Palastkapelle des Papstes die Schöpfung Evas malte. Das nächste Bild aber ist die Schöpfung der Ritterlichkeit. Links reicht Eva mit grandioser Gebärde dem Adam ihren Apfel, rechts sucht Adam mit schützender Geste den Zorn des Allmächtigen von seiner erschauernden, gar nicht mehr grandiosen Frau abzuwehren. Glauben Sie nun etwa, wenn der Mann dies nicht

mehr täte und die Ritterlichkeit wieder sterben würde, die dort zum ersten Male ins Leben tritt, daß dann etwa das Paradies wieder da und der Apfel gewissermaßen ungegessen wäre? Aber was wir hier machen, sind unnötige Phantasiewege. Es wird niemals eine Gleichheit der gesellschaftlichen Moral geben. Zum Ausgleich der hier bestehenden Ungerechtigkeit aber verlangt die Natur, die keine Ungerechtigkeit duldet, Adams schützende Geste. In dieser natürlichsten aller Welten erhält der Anstand die ihm sonst überall fehlende Bestätigung, daß er nicht ein willkürliches Gedankenzeremoniell sei, das wirklich abgeschafft werden könnte, sondern daß er eine von der Natur gegebene Funktion besitzt.»

Der Skeptiker: «Ist das nicht ein bißchen zu idealistisch ausgedrückt. Schließlich kann ich Ihnen doch verraten, daß die Beziehungen der Geschlechter im großen ganzen mehr nach den Urgesetzen des Faustrechts geregelt werden und daß die Schicht jener, die es nach den Gesetzen der Ritterlichkeit tun, wahrscheinlich erschreckend dünn ist.»

Der Idealist: «Ich halte es für durchaus möglich, daß die Mehrzahl der Menschen nach solcher Auffassung lebt. Aber ich fürchte, daß diese Mehrzahl den Fehler begeht, diese anständige Schicht nur in der Schicht der Gebildeten zu prüfen, wo sie freilich so dünn geworden ist wie eine Ölhaut auf einem Teich. Aber erinnern Sie sich, was ich von Frankreich sagte, wo Sie nicht widersprachen. Das An-

stands- und Ritterlichkeitsgefühl gerade der großen Massen steht in weiten Gebieten nicht nur der europäischen Länder völlig intakt da, und selbst die niedere Stellung der Frau im Orient, die ihm zu widersprechen scheint, tut dies in den wenigsten Fällen. Was angefressen ist, sind die gebildeten, eben die dünnen Oberschichten. Ich könnte Ihnen aus Bauern-, Handwerker- und Arbeiterhäusern Geschichten über die dort herrschende ganz formlose und natürliche Ritterlichkeit erzählen, vor deren erschütternden Zartheit kaum etwas in unsern gebildeten Kreisen Geschehendes bestehen kann. Natürlich rütteln auch dort die Leidenschaften an den Pfählen der Moralgesetze. Aber diese Pfähle stehen. Der Einzelfall ihrer Nichtbeachtung, der auch dort nicht selten sein wird, bestätigt dieses Stehen mehr als in den gebildeten Schichten, wo man so oft den billigen Ausweg sucht, die Pfähle zu leugnen.»

Der Skeptiker: «Für Ihre Auffassung scheint mir eine Bestätigung darin zu liegen, daß die Zahl der an die Öffentlichkeit kommenden Eifersuchtsdramen im Vergleich zu der Bevölkerungszahl eine ganz lächerlich geringe ist.»

Der Idealist: «Sie schneiden hier ein ganz neues und gar nicht sehr einfaches Kapitel an. Die Eifersucht ist an sich nicht halb so unmoralisch wie ihr Fehlen. Genau so wenig, wie jemals die Liebe unmoralisch sein kann. Sie kann dem vorsichtigsten Mann und der vorsichtigsten Frau über Nacht wie ein Dachziegel auf den Kopf fallen. Hier halte ich

es für eine der ersten Pflichten des Anstands, sich niemals in diese Dinge zu mischen und über Schuld urteilen zu wollen. Was nun die Eifersucht betrifft, so hat sie zwei verschiedene und völlig verschieden zu bewertende Quellen. Einmal das Eigentumsgefühl am Partner, das besonders in der ehelichen Bindung entsteht (während die Eifersucht natürlich nicht an die Ehe gebunden ist), und das in dieser Bindung seine ethische Berechtigung hat. Schließlich besitzt man vom Partner ein verpflichtendes Wort, dessen Bruch auch dann Empörung hervorruft, wenn man im Vertrauen auf diese Verpflichtung vergaß, daß keine Bindung von dem Erkennen der Wirklichkeit enthebt. In dieser Wirklichkeit aber will ja die erworbene Liebe jeden Tag neu erworben werden. Und dieses Problem ist es, was die Eifersucht so quälend macht. Die Geschichte und die Erfahrung kennen kaum ein Beispiel, wonach es der Eifersucht gelang, neue Liebe zu erzeugen. Die alte gänzlich zu zerstören, gelingt ihr viel leichter. Die zweite Quelle der Eifersucht ist nämlich die Verschiedenheit der Geschlechter. Kein Mann ahnt den ‚Mechanismus' der weiblichen Gefühle, keine Frau den der männlichen. Wenn ein Mann über die Frage nachdenkt, warum eine Frau ihn liebt, kommt er genau so zu falschen Ergebnissen, wie die Frau beim analogen Gedanken. Vielleicht war es einmal eine Geste, ein Tonfall der Stimme? Vielleicht war es eine winzige Bemerkung? Wer weiß das? Der, dem die erweckte Liebe gilt, sicher

am wenigsten. Er denkt an seine guten Eigenschaften, an seinen Verstand, an die Männlichkeit seiner Gestalt, wenn er ein Mann ist. Ist es eine Frau, so denkt sie an irgendeinen ihr vielleicht unbekannten Teil ihrer Schönheit oder an ein wesenbezeugendes Wort, das dem andern einmal gefiel. Aber warum die Liebe wirklich entstand? Sie war da, und man hat nicht darüber nachgedacht, weil es dem Nachdenken immer entfloh. Nun macht die Eifersucht es zum brennenden Problem. Es gibt eine Eifersucht von Männern, die beide in der Gunst eines Vorgesetzten stehen, eine Eifersucht von Frauen, die beide die Freundschaft einer mächtigen und hochgestellten dritten Frau genießen. Aber da ist ja alles nicht sehr kompliziert. Ein Mann weiß, wie ein Mann denkt, und eine Frau weiß, wie eine Frau denkt. Der Plan zu siegen, arbeitet mit bekannten Größen. In der Eifersucht zwischen den Geschlechtern aber stößt er ins entsetzliche Dunkel dieser radikalen Verschiedenheit des Denkens. Und glaubt man zu wissen, warum einen der Partner einst liebte, so hilft das wieder nichts. Denn das bewußte Tun hat ja nie den Reiz und die Überzeugungskraft des unbewußten. Daß alte Liebe neu zu gewinnen unmöglich ist, weil man eben vom Geheimnis ihrer Entstehung genau so wenig weiß wie von der Gedankenwelt des andern Geschlechtes überhaupt, das ist es, was die Eifersucht zu einer Art von Abbild der Hölle auf Erden macht. Aber die alte Liebe hat die famose Eigen-

schaft, die ihr das hier einmal zutreffende Sprichwort zuschreibt, nämlich die, nicht zu rosten. Wird sie nicht in den Schmerzen der Eifersucht totgetrampelt, so lebt sie ganz bestimmt weiter. Sehen Sie, mag auch die Unauflösbarkeit etwa der katholischen Ehe noch so viele irdische Höllen erzeugt haben, so glaube ich für meine Person bestimmt, daß sie über ihrem einen großen Ziel des Schutzes von Familie und Kind hinaus mindestens ebensoviel geklärte Himmel schuf — wenn die Gewitter sich verlaufen hatten. Die Fälle, wo geschiedene Ehepaare sich wieder heiraten wollen, sind längst nicht so selten, als es etwa die Statistik oder gar der unerbittliche Zorn während der Scheidungsprozesse zu erlauben scheinen. Hier möchte man sogar glauben, daß nicht einmal totgetrampelte Lieben rosten. Im allgemeinen aber werden Sie mir recht geben, daß die Klugheit empfiehlt, was der Anstand befiehlt: die Eifersucht zählt nicht zu den Wunden, die vor die Öffentlichkeit gezerrt werden dürfen!»

Der Skeptiker: «Ich bin mehr Ihrer Ansicht, als ich es Ihnen überhaupt ausdrücken kann. Aber nachdem ich schon einmal da bin, um Einwendungen zu machen, so fürchte ich, daß Sie mit solcher von mir nochmals ausdrücklich gelobten Rigorosität sich nicht unbedingt auf die Natur berufen können. Sie wissen, daß die naturnahen südlichen Völker die Zurückhaltung gegenüber dem Liebespaar nicht im gleichen Sinne kennen wie der Norden. Dort im

Süden ist man geneigt, besonders wenn das Liebespaar besonderes ästhetisches Gefallen erregt, es zu akklamieren. Dort gibt man Liebesdingen eine Publizität, die wir mitunter geneigt wären, schamlos zu nennen, wenn uns nicht eine innere Stimme sagte, daß es zwar schamlose Menschen, aber ganz bestimmt keine schamlosen Völker gibt. Sie wissen, daß auch bei uns das Zeitalter der Familienbäder (welches sich freilich zur Natürlichkeit verhält wie der von Ihnen genannte Volkstrachtenverein zur Volkstracht) eine Art von Liebesjargon aufgebracht hat, der in der von Ihnen gepredigten Zurückhaltung des Anstands eine muckerische Geheimnistuerei sieht. Ich fürchte also ein wenig, daß Sie wieder einmal mit dem Zeitgeist in Kollision kommen, mit dem Sie ohnehin in einem etwas gespannten Verhältnis stehen.»

Der Idealist: «Ihr Einwand verstärkt ja meine Argumente! Lassen wir die naturnahen Völker weg, die das Unnachahmliche fertigbringen, auch in der Derbheit zart zu bleiben — nicht nur im Süden. Sie werden zugeben, daß Ihr zweiter Einwand geradezu als Motiv dafür gelten könnte, die Öffentlichkeit jeglicher zwischengeschlechtlicher Beziehung mehr denn je zu scheuen. Übrigens muß ich Sie vielleicht ein wenig dadurch enttäuschen, daß ich mich nicht ganz so feindlich gegen die Familienbäder stelle, wie Sie glauben. Allerdings ist jede städtische Einrichtung vom natürlichen Standpunkt aus gesehen eine nicht ganz kerngesunde Einrich-

tung, sondern ein Behelf. Wir sind Märchendichter, wenn wir unsern Forderungen heute bukolische Verhältnisse zugrunde legen. Das Familienbad wird in Dörfern, wenn es dort nicht schon wie in Schweden heimisch war, sich schwerlich einbürgern. In Städten hingegen verdient es wohl eine Überlegung, ob ein solches Bad nicht immerhin einen Ort der Disziplin darstelle: auf einem Gebiete nämlich, auf dem die Disziplin der Stadt durch den Mangel an Kontrolle, die das flache Land immer hat, schon bisher nicht so groß war, daß sie etwa kleiner werden könnte. Gewiß steckt die Öffentlichkeit gern ihre Nase in die genannten menschlichen Beziehungen, und hiezu habe ich stets nur zu sagen, daß der Anstand sich unter keinen Umständen daran beteiligen darf. Schlimmer ist es, wenn etwa ein Pärchen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf sich ziehen möchte. Wo diese Absicht fehlt, etwa bei den bekannten jungen Hochzeitsreisenden, grenzt das Gebaren wohl an Geschmacklosigkeit; aber schließlich verbürgt die Absichtslosigkeit, daß nicht der Anstand, sondern eben nur der gute Geschmack verletzt wird. Es gibt aber auch Fälle, wo die Absicht nicht fehlt, wo ein gewisses Bedürfnis zum Skandalisieren und zum Auftrumpfen da ist, zumal, wenn die Verbindung des Paares der bürgerlichen Sanktionen noch entbehrt. Es ist nicht eindeutig zu sagen, daß solche Liebesäußerungen vor Dritten in ihren Motiven des Anstands entbehrten. Vielleicht ist darin irgendwo doch auch ein Stück Ehrlichkeit,

ein gesundes Gefühl, das sich gegen Heimlichkeiten wendet. So bereit der Anstand ist, diesen Motiven seine Zustimmung zu geben, so nahe liegt hier doch seine Verletzung. So wenig der Streit eines Paares und seine Eifersucht je über die Grenzen seiner Zweiheit hinausgetragen werden darf, so wenig darf dies mit seiner Innigkeit und seiner Verliebtheit geschehen.»

Der Skeptiker: «Wir haben den Anstand, aufbauend auf Goethes Pädagogischer Provinz, zuerst als ein Erziehungsprodukt betrachtet. Ich bin Ihnen hierin gern gefolgt. Nun sind Sie ein wenig von Ihrem Wege abgewichen. Sie gaben dem Anstand natürliche Grundlagen, vor allem, als Sie sogar von einer Schöpfung der Ritterlichkeit bei Adam und Eva sprachen und sich bereit erklärten, die ganze Entwicklung des Anstands auf eine so natürliche Sache wie den Unterschied der Geschlechter zu stellen. Ihre Anstandsregel, die verbietet, die Liebesbeziehungen eines Paares und ihr Gegenteil vor der Öffentlichkeit paradieren zu lassen, scheint mir noch ganz gut eine natürliche und nicht eine pädagogische Grundlage in der Scheu zu haben, mit der man das letzte Mysterium umgibt. Andrerseits spürt jeder Mann, und je jünger er ist um so stärker, in einer Liebesbeziehung ein sieghaftes Triumphgefühl, das auch sehr natürlich seinen Ausdruck sucht. Jede Generation lebt eigentlich zunächst in der Überzeugung, daß es ihr vorbehalten war, die Frau erst richtig zu erfinden. Das Renom-

mieren mit solchen Erfolgen mag unsympathisch sein, unnatürlich ist es nicht. Sie kennen die Geschichte des Lydierkönigs Kandaules, der seinem Freunde Gyges ein bißchen reichlich handgreiflich die Größe seines Sieges an der Größe der Schönheit seiner Frau deutlich machen wollte.»

Der Idealist: «Und Sie kennen die Antwort der wie immer naturnäheren Frau, die daraufhin den Kandaules durch den Gyges ermorden ließ. Hier liegt der Kern. Der Sieg des einen ist die Niederlage des andern. Sie werden von mir bestimmt nicht erwarten, daß ich Kandaules in einem Gespräch über den Anstand als Vorbild verwerte. Er ist in einem kaum übertrefflichen Maße das Beispiel des Nicht-Anstands und mit ihm alle jene, die es sich je einfallen lassen, mit ihren Erfolgen auf diesem Gebiete zu renommieren. Läse im ‚Don Giovanni' der Titelheld selbst die Liste des Leporello vor, er würde im gleichen Augenblick zu einem ganz üblen Burschen. Kein Treubruch kommt solchem gleich. Ganz abgesehen davon, daß die Liebe einer Frau über den absoluten Wert eines Mannes genau so wenig aussagt wie die Liebe eines Mannes über den absoluten Wert einer Frau, und mithin die Basis des Renommierens niemals ein faßbarer Wert ist. Aber das brauche ich Ihnen wohl nicht auszuführen, da Ihre skeptische Gemütsart über diesen Punkt sich längst klar ist, wie oft ein Taugenichts den besten Mann, wie oft Leichtsinn und flüchtigster Reiz die schönste und edelste Frau aussticht. Jede Liebe

ist ein Vertrag auf Verschwiegenheit. Nichts darf ihn lösen, weder die Ehe, noch die Gemeinsamkeit der Absicht, vor der Welt aufzutrumpfen, am allerwenigsten aber die Eitelkeit des Mannes oder, was seltener ist, die Eitelkeit der Frau.»

Der Skeptiker: «Ist der Vertrag auch unkündbar? Sie scheinen ja selbst der nicht ganz idealistischen Auffassung zu sein, daß seine Unterlage, die Liebe, nicht unkündbar sei.»

Der Idealist: «Um so mehr ist es ihr Vertrag. Selbstverständlich ist und bleibt die ewige und unverbrüchliche Treue der Liebe, der Inhalt dessen, was jede Liebe schwört, schon wegen dieses Schwures und seiner Ehrverpflichtung, das einzige Ideal, das der Anstand anerkennen darf. Aber in der unberechenbaren Welt der Leidenschaften kann und wird es immer vorkommen, daß eine neue Liebe die alte erschlägt oder wenigstens zurückdrängt. Wir sprachen schon davon, wie wenig der Anstand dazu berufen ist, hier die Schuldfrage aufzuwerfen. Man kann beim zündenden Einschlag eines Blitzes dem Besitzer eines Hauses Vorwürfe machen, daß er es nicht genügend schützte; aber im Grunde macht die Unberechenbarkeit der Launen des Blitzes alle Vorwürfe ein wenig hohl. Was aber der Anstand unter allen Umständen fordert, ist, daß der alten und einstmaligen Liebe die letzte Treue der Verschwiegenheit gewahrt wird. Sie wenigstens gefährdet ja kein Blitz. Mag die Trennung von der einstigen Gefährtin noch so scharf und erbittert, ja

haßerfüllt geschehen, der Treueschwur der Verschwiegenheit, der in jeder Liebe liegt, darf nie gebrochen werden. Ein Mann, der es fertigbringt, eine Frau öffentlich zu schmähen, die er einmal liebte, ‚verdient Haß und Verachtung', sagt der alte Knigge. Und damit hat er wahrlich recht. Ob die Frau sich an diese Norm hält oder nicht, ist ihre Sache. Bei ihrer Beurteilung will immerhin berücksichtigt sein, daß der Unterschied der Geschlechter das Problem beträchtlich anders stellt. Wenn sie als Verlassene oder sogar als Verlassende in den Armen eines neuen den alten Gefährten schmäht, so hat sie für dieses Tun, das immer sehr unschön bleibt, immerhin die Argumente der passiven und nicht aktiven Rolle, die ihr zukommt. Der Mann aber hat gar keine Argumente, und das Verhalten seiner einstigen Gefährtin wird ihm niemals als solches dienen können. Mag sie gewesen sein, wie sie mag, nichts hebt die letzte Verantwortung des Mannes über sein Tun auf. Auch die ihn mit Haß verfolgende Frau muß ihm heilig bleiben, wenn er sie einmal liebte. Das einzige Leichentuch für tote Liebe ist das Schweigen.»

Der Skeptiker: «Ich gebe zu, daß Sie so sprechen müssen. Und ich glaube, wir nähern uns dem Ende unseres Gesprächs. Aber eine Bemerkung erlauben Sie mir noch. Sie kennen die persönliche Stellung einer großen Reihe bester Denker und Philosophen zur Frau. Ich möchte nicht gleich Nietzsche nennen, zu dessen bitterbösem Wort von der Peitsche Sie ja

einiges zu erwidern haben werden; aber Männer vom Range Kants und Schopenhauers würden bestimmt, was Sie zu sagen hatten, als eine belanglose und himmelblaue Sache ansehen, in der Sie am eigentlichen Problem der Frau ein wenig vorbeiredeten wie ein verliebter oder immerhin zum Verlieben geneigter Gymnasiast. Ich gebe zu, daß Sie ja keine Philosophie geben wollten, aber ich könnte mir doch immerhin vorstellen, daß Menschen, deren Auffassungen durch die Denkarbeit dieser Großen stärker beeinflußt sind als Sie, Ihnen nicht werden folgen können. Ein philosophischer Dämon wird Ihnen zuflüstern, daß ja schon Ihre Voraussetzung der Verehrungswürdigkeit der Frau an sich nicht zutreffe.»

Der Idealist: «Ich bilde mir wahrhaftig nicht ein, von Frauen sehr viel zu verstehen. Aber das wenige, was ich zu erkennen glaube, lehrt mich, daß der Denker und Philosoph von allen Abarten der männlichen Welt zu solchem Verstehen vielleicht das schlechteste Rüstzeug mitbringen. Ich bin nicht Optimist genug zu glauben, daß das Urteil der drei Genannten anders ausgefallen wäre, wenn sie verheiratet gewesen wären. Aber schon, daß sie es eben nicht waren, macht ihre Kompetenz ein wenig fragwürdig und verrät, daß die Frau für sie ein Thema war, das mehr von ihrem Denken als von ihrem Leben her behandelt werden konnte. Ein großer Denker ist nicht ohne weiteres ein ganzer Mann, nicht wahr? Stellen Sie sich nun vor, daß die Fähig-

keit des Denkens irgendein Tor zum Verständnis der Frau öffnen könnte, so wäre mit einem Schlag alles, was ich sagte, hinfällig. Es gäbe gar kein Geheimnis um die Frau, oder vielmehr es wäre nur ein Geheimnis für Erkenntnislose, während der Denker zum wahren Weltmeister in der Frauenbehandlung würde. Sehen Sie sich daneben die Wirklichkeit an, gerade auch bei Ihren drei Philosophen. Bei Nietzsche langte es gerade noch zu einem letzten Endes ziemlich im Obszönen steckenbleibenden Satz, der, ich weiß nicht welchem Milieu seinen Ursprung verdankt. Bei Schopenhauer gipfelt die Verachtung der Frau in eine Aberkennung jeglicher körperlicher Schönheit, also in etwas durchaus Äußerlichem, das selbst dann die Unzulänglichkeit seines Urteils uns bestätigen würde, wenn wir irgendwie bereit wären, dem für ein männliches Auge geradezu grotesken Urteil beizustimmen. Schon die Schöpfungsgeschichte macht aus der Erschaffung der Frau einen eigenen Vorgang. Es ist, als sollte damit schon zwischen dem Wesen des Mannes und dem Wesen der Frau jener vom Verstande nicht zu durchdringende eiserne Vorhang heruntergelassen werden, der jeden Schöpfungsakt vom andern trennt. Es ist über die Frau unendlich viel geschrieben worden, auch von Frauen selbst. Ich bin gern bereit, mir vorzustellen — obwohl ich mir darüber gar kein Urteil anmaße — daß etwa Gina Lombrosos Buch über die ‚Seele des Weibes' wirklich den Kern des Problems treffe, wenn ich

mir freilich einschränkend sagen muß, daß ich ein allgemeines Buch über die Seele des Mannes für unmöglich halte. Aber urteilen Sie selbst, ob Sie nach der Lektüre dieses Buches wirklich viel weiter sind als zuvor. Geben uns die männlichen Philosophen die Gründe in die Hand, warum die Frau nicht verehrungswürdig sei, so erhalten wir hier eine Reihe von Gegengründen, die sich sehr wohl sehen lassen können. Aber wo auf der ganzen Welt ist jener hoffnungslose Jammer-Mann, dem solches Für und Wider nicht gänzlich gleichgültig wäre?»

Der Skeptiker: «Sagen Sie das nicht! Das absprechende Urteil der Philosophen hat in zahllosen Jünglingen ein Überlegenheitsbewußtsein großgezogen, das Ihrem Gebot der Ehrfurcht zuwiderläuft. Dabei kann man beobachten, daß viele Frauen sich dieses Bewußtsein nicht nur gefallen lassen, sondern scheinbar nicht ungern sehen.»

Der Idealist: «Sie sehen es nicht ungern, nicht weil es richtig, sondern, weil es ‚männlich' ist. Dies scheint mir hiefür die Erklärung. Es gehört in die fremde Welt der männlichen Gedanken, die neben den Beziehungen zwischen den Geschlechtern herlaufend ein ziemlich einflußloses Sonderdasein führen. Der sich überlegen dünkende Jüngling wird, wenn er Erfolg hat, diesen nicht seinem Überlegenheitswahn verdanken. Wo ist hier der Maßstab für ‚überlegen' und ‚unterlegen'? Der Jüngling wird Glück haben wegen seiner warmen Stimme, seiner kühnen Nase, seinem trotz der Überlegenheit kind-

lich verlegenen Blick, vielleicht auch infolge seiner heiteren Kunst des Plauderns, das gar nicht hoch und tief zu gehen braucht. Und ein anderer, sich genau so überlegen dünkender Jüngling wird eben keinen Erfolg haben und genötigt sein, sich eines Tages bei Schopenhauer den Trost zu holen, daß die Frauen ja gar nicht so schön sind, wie es immer heißt. Wenn Sie eine einzige Frau treffen, die das Überlegenheitsgeschwätz ernst zu nehmen Lust hat, so gehört sie gewiß in das Geschlecht der Männer-Imitatorinnen, die etwas, aber nicht gerade bedeutend abgewandelte Spielregeln haben. Vom Standpunkt des Anstands aus muß freilich festgestellt werden, daß der von Ihnen genannte Einfluß der Philosophen auf diesem Gebiet, auf dem das Leben ihre sonst so feststehende Zuständigkeit aufhebt, ein recht bedenklicher ist. Denn die große Demut des Wissens wird nicht so schnell gelehrt wie das Wissen selbst. Wer die großen Philosphen kennt, ist deshalb selbst noch keiner. Was am raschesten und bequemsten zu lernen ist, ist immer der Mangel an Ehrfurcht. Das Leben pflegt ja diesem Mangel in sehr vielen Fällen abzuhelfen, aber nicht bei den Dummköpfen. Und da die Beziehung zur Frau für Fähigkeit zur Ehrfurcht und zum Anstand der große Prüfstein ist, so wird hier der Welt des Anstands auf seinem ureigensten Gebiet ein äußerst bedenklicher Abbruch getan. Ich für meine Person kann mir nicht vorstellen, daß dieser Welt je angehören kann, wer von der Frau verächtlich zu denken vermag.

Es sei denn, daß persönliche Einzelerfahrungen mit ihrer begreiflichen Verbitterung solcher Verallgemeinerung eine Entschuldigung leihen.»

Der Skeptiker: «Sie haben vorhin ziemlich überraschend einen eisernen Vorhang zwischen dem Mann und der Frau heruntergehen lassen, von dem Sie sagten, daß ihn der Verstand nicht durchdringen könnte. Gut, ich will Ihnen nicht widersprechen. Aber ich wage doch zu bemerken, daß weder hüben noch drüben die beiden Geschlechter von dem eisernen Vorhang besonders begeistert sein werden. Jedenfalls liegt das eine unzweifelhaft im Sinne der Schöpfung, daß wenigstens dieser eiserne Vorhang eine Reihe von Türen hat, durch welche die Geschlechter zueinander kommen. Ich meine jetzt nicht körperlich, sondern im tiefsten Grunde seelisch. Schön, Sie sagen, das Beispiel der Philosophen beweist, daß das Denken zwischen den Geschlechtern keine Brücken schlägt. Die Brücken sind aber doch, Gott sei Dank, da. Wer schlägt sie? Sagen Sie jetzt nur nicht, wie ein Tenor am Beginn seiner Arie, daß es die Liebe täte. Nehmen Sie ruhig an, daß ich das als gegeben erachte. Aber es ist doch eine glückliche Wirklichkeit, daß zwischen Mann und Frau bei längerem Zusammenleben ein gegenseitiges Verstehen eintritt oder wenigstens eintreten kann, ohne das der Gedanke einer Familienbildung in der menschlichen Gesellschaft gar nicht hätte entstehen können. Die Worte Verstehen und Verständnis hängen meiner Meinung nach mit dem

Worte Verstand aber doch deutlich genug zusammen, um an Ihrer These von der Unzulänglichkeit des Verstandes als Brückenbauer zwischen den Geschlechtern Zweifel zu erwecken.»

Der Idealist: «Sie geben mir ja für die Wiederholung des Wortes Ehrfurcht geradezu das Stichwort. Natürlich ist auch dieses Einverständnis zwischen Ehegatten oder allgemeiner zwischen Mann und Frau ein Werk des Verstandes, aber nicht eines des forschenden, philosophischen, sondern eines des resignierenden, d. h. jenes sublimsten Verstandes, der weiß, wo seine Grenzen sind. (Ich füge dies gleich bei, damit Sie nicht über das Wort Resignation ein Indianergeheul der Freude ausstoßen.) Es ist keine Kapitulation des Verstandes, sondern sein Sieg. Die Zeiten der Gefährdung des Verständnisses zwischen Mann und Frau, die auch in der Ehe gar nicht zu vermeiden sind, entstehen aus dem Irrtum der großen Liebe, daß die engste Nähe den Sprung nicht nur von Seele zu Seele, sondern auch von Gehirn zu Gehirn erlaube, mit dessen Hilfe man nicht so sehr den Gedanken des andern errate — das ist immer möglich, zumal der intuitiveren Frau dem Manne gegenüber — sondern auch den Gedankenmechanismus erfasse. Solches ist fast nur zwischen gleichgeschlechtlichen Wesen möglich. Was Brüder miteinander verbindet, und, was wohl auch Schwestern miteinander verbindet, ist in der menschlichen Gesellschaft eine einmalige, oft genug Tatsache werdende Möglichkeit. Was Paare miteinander ver-

bindet, genießt den Vorzug, den alles Erkämpfte vor dem Ererbten voraushat. Wenn wir bei der Vorstellung bleiben wollen, daß die Schöpfungsakte durch undurchdringliche eiserne Vorhänge voneinander getrennt seien, so verleitet es zum Nachdenken, daß jener zwischen der Erschaffung des Mannes und der Erschaffung der Frau in der Liebe schmelzen kann, die in ihrem Kerne und im natürlichen Bereich selbst ein Schöpfungsakt ist. Das Verständnis zwischen Mann und Frau hat zur Grundlage ein ‚Ich weiß, daß ich nichts weiß'. Wenn es trotzdem zu tiefstem und schönstem Erleben werden kann, das ein Mensch auf Erden zu haben vermag, eine Verbindung der Seelen, die, äußerem Erfolg und Mißerfolg trotzend, das größte Glück zum Inhalt hat, so ist der Weg zu diesem größten Glück der Erde kein natürlicher Ablauf der Dinge, sondern will in großer Liebe gegangen sein. In seinem Verlauf stehen die Mißverständnisse wie Meilensteine (aber auch wie Wegweiser). Wer sie tragisch nimmt und die Wanderung aufgibt, wird nie das Ziel erleben. Für den andern aber kommt einmal der Tag, wo der Rhythmus der Gedanken gefunden ist, wo jeder vom andern weiß, welche Motive ihn bewegen, welcher Gedanke in seinem Kopf welchem Gedanken folgt. Dann ist die Frage des Glücklich-Machens, die ja für den anständigen Menschen die Grundfrage des Glücklich-Seins ist, nicht mehr eine Art Hasardspiel, wie in den Tagen der Mißverständnisse und

ihrer Verstimmungen. Aber, dies kann nicht genug wiederholt werden: nicht der Kalender bringt diesen Tag — nein, er will oft recht mühsam errungen sein. Und die große, an die Ehe gerichtete Frage ist nur die, ob die Liebe stark genug ist, die Mißverständnisse zu überwinden, die auf dem Wege zum Ziele stehen. Die Natur selbst, nicht die Bosheit der Menschen, liefert die Mißverständnisse. Keine Ehe und kein Ehepartner hat die Absicht, unglücklich zu werden. Um über das Mißverstehen hinwegzukommen, bedarf es eines auf diesem Wissen beruhenden Vertrauens, zum Vertrauen aber jener Ehrfurcht, die die Schwester der Liebe ist.»

Der Skeptiker: «Ist es nicht ein bißchen primitiv zu glauben, daß eine Ehe allein durch Ausdauer glücklich wird?»

Der Idealist: «Durch Mangel an Ausdauer wird sie jedenfalls bestimmt unglücklich. Aber die Frage ist ja auch an die Liebe gestellt, der gesetzlosesten Erscheinung in der Natur. Wenn wir von Mann und Frau reden, gibt es ohne die Liebe kein Rezept zum Glück und mit ihr tausend. Was aber das Trennende zwischen den Geschlechtern betrifft, eben den eisernen Vorhang, so sind die einen der Meinung, daß die Liebe es in Kauf nehmen müsse, die andern, daß es die Mutter der Liebe sei. Wir können aber eigentlich nur sagen, sie sei die Türe im Vorhang, die Brückenbauerin über die Kluft, ohne die bestimmt keine Brücke gelingt. Ob sie im Einzelfalle gelingt? Die Brückenbauerin Liebe wird im Sprich-

wort erfinderisch genannt. Das ist sie sicher. Ob sie ausdauernd ist? In tausend Fällen nein, in tausend Fällen ja. Man soll nicht zuviel Fragen an die Gesetzlosigkeit stellen.»

Der Skeptiker: «Und daß so viele große Geister Ihnen die Frau als ebenbürtigen Partner wegdisputieren, das macht Ihnen gar nichts aus? Sie halten an der Ehrfurcht vor dem Geheimnis fest, trotzdem Leute, denen Sie sonst zu glauben bereit sind, Ihnen sagen, daß hinter dem Geheimnis nichts steckt, was wert wäre, erschlossen zu werden.»

Der Idealist: «Haben Sie je eine Frau die Hände zum Kopf heben sehen, um etwas an ihren Haaren zu ordnen? Ob dies nun ein Schulmädel ist oder eine Urgroßmutter, es ist etwas an dieser Bewegung, das so sehr Frau ist, daß jeder Mann, der es nachahmen wollte, irgendwie verabscheuungswürdig erschiene. Es ist eine winzige Kleinigkeit. Aber schon in ihr steckt alles, was ich von Geheimnis und Ehrfurcht sagte.»

Der Skeptiker: «Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Wir wären schnell einig geworden.»

VIERTER ABSCHNITT

DER ANSTÄNDIGE MENSCH

Eines zu besprechen, bleibt uns noch übrig: den anständigen Menschen selbst. Es ist lehrreich, wenn man von einer Lampe schreibt, wie weit sie leuchtet und wie mild ihr Licht sei; aber es entbindet einen schließlich nicht von der Pflicht, von der Lampe selbst etwas zu erzählen — wenn man nämlich will, daß sie nachgemacht wird.

Wir sind ein wenig in die Gefahr gekommen, den anständigen Menschen als ein herzensgutes Wesen hinzustellen, das die unbezwingliche Neigung hat, die Welt rosiger zu sehen, als sie ist, allzusehr bereit, zwar niemals einen andern, aber regelmäßig sich selbst zu täuschen. Indem wir dem Idealisten die Führung in unsern Gesprächen überließen, liefen wir Gefahr zu vergessen, daß der Idealismus eine billige, seinen Besitzer seelisch möglichst schonende Weltauffassung sein könnte. Idealismus hat — man spricht ja vorzugsweise vom Idealismus der Jugend —, wenn er im Alter der Erfahrung beibehalten wird, einen Schimmer von Naivität und etwas törichter Kindlichkeit. Fühlte sich unser anständige Mensch mit ihm restlos einig, so möchte man darin eine Art von Disqualifizierung des Realisten erblikken, der mit unserm Skeptiker nicht zu verwechseln ist, so, als führte der Gegensatz in der Auffassung der Weltdinge notwendigerweise auch den etwas fatalen Gegensatz in der Welt des Anstandes nach sich.

Es ist daher gut, wenn wir eilig feststellen, daß der Anstand mit Idealismus, Realismus und Skep-

tizismus, mit Optimismus und Pessimismus nichts zu tun hat. Der Welt, wie sie ist, nüchtern ins Auge zu sehen, das Ergebnis solcher Sicht aber auf die eigene Haltung nicht den geringsten Einfluß nehmen zu lassen und selbst in Glück und Unglück wesentlich immer der Gleiche zu bleiben, das antike «aequam mentem servare in arduis», will mir als ein wichtiges Gesetz des Anstands erscheinen. Der Anstand ist insofern eine äußerst egozentrische Angelegenheit, als seine Handlungen weder durch Hoffnungen und Enttäuschungen bestimmt werden sollen, die andere Menschen erwecken, sondern allein durch den Imperativ in der eigenen Brust.

Groß geschrieben stehen auf den Gesetzestafeln des Anstands die Worte Gewissen und Pflicht. Der Besitz von jenem und die Erkenntnis von dieser sind die großen Voraussetzungen. Wer die Gnade des Wissens von einer göttlichen Führung der Welt besitzt, dem wird das Bewußtsein einer letzten Verantwortung vor Gott die im Begriffe Gewissen liegende Selbstverantwortung erleichtern; er wird dem Befehl der Pflicht in der Übernatur den allmächtigen Befehlsgeber zuordnen, der über der Pflichterfüllung wacht. Der seine Pflichten erfüllende und nach seinem Gewissen handelnde religiöse, das heißt der an die Übernatur gebundene Mensch wird unabhängig von dem Inhalt seiner religiösen Überzeugung immer zugleich ein anständiger Mensch sein. Wenn diese rein im Weltlichen bestehende Unabhängigkeit vom Inhalt der religiösen Überzeugung

vielfach den Irrtum erzeugte, als ob somit eine Religion so gut wie die andere sei, so wurde übersehen, daß diese Unabhängigkeit eben nur im weltlichen Umkreis besteht. Wenn aus dieser Unabhängigkeit logisch folgt, daß die Toleranz, die tiefste Achtung vor jeder religiösen, also jenseitsgebundenen Überzeugung Gebot des Anstands ist, so folgt mit der gleichen Logik, daß die übernatürliche Welt, in der die Frage nach Wahr und Falsch gestellt ist, diese Art der Toleranz genau so wenig kennen kann, wie die Wahrheit jemals neben sich den Irrtum dulden darf.

In der Welt des Anstandes hat der religiöse Mensch vor jenem, dem gleiche Erkenntnis versagt ist, den ungeheuren Vorteil eines von außen gegebenen Maßstabes für sein Tun, nämlich des göttlichen Gebotes. Aber die beiden Begriffe Gewissen und Pflicht kennen nicht die Beschränkung auf den religiösen Menschen. Es sind Imperative, die in jedem Menschen sich zur Geltung bringen wollen. Wo sie nicht auf einen jenseitigen Richter zu hören vermögen, weil ihnen ein solcher verborgen ist, müssen sie aus sich selbst heraus einen solchen Richter erzeugen. Hier erst sind wir in der eigentlichen diesseitsbeschränkten Welt des Anstands, die sich der größeren, freieren, religiösen Welt, die einen allmächtigen Herrn über sich kennt, dadurch anzuschließen versucht, daß sie sich selbst einen solchen Herrn bildet. Wie sehr dieser Vorgang zur Wurzel für den Irrtum werden kann, daß dieses «Sich-selbst-

den-Herrn-bilden» im Grunde auch das nicht mehr erkannte innerste Wesen der Religion ausmache, haben wir hier nicht zu untersuchen. Durch die Tatsache der bedingungslosen Unterwerfung unter die Befehle eines Herrn gehört die religiöse Welt im Irdischen immer der Welt des Anstands an, während die Welt des Anstands ihrerseits nicht der religiösen Welt angehört, weil sie auch einen selbsterzeugten Herrn als Gebieter verträgt, was in der religiösen Welt ausgeschlossen ist.

Diesen selbsterzeugten Herrn haben wir zunächst im Begriff der Ehre kennengelernt, also in der bindenden Verpflichtung für jeden Menschen, der als anständig gelten will, seine Worte und seine Taten in Einklang zu bringen. Die Ehre ist selbstverständlich auch für das Tun des religiösen Menschen bindend, nur daß für ihn ehrlos wäre, in Worten sich zu Taten zu verpflichten, die er als Sünde bezeichnen müßte. Wie haben nach dem bereits gelösten Zwiespalt in der Frage der Toleranz in dem Kapitel über Anstand und Religion auf jenen andern hingewiesen, der jahrhundertelang als Duellfrage die Geister verwirrte. Dieser Zwiespalt entstand in einer der Welt des Anstandes sehr verpflichteten Zeit, welche über der Ehre und ihrer Grundbedeutung als Folge von Wort und Tat vergaß, daß für den religiös verpflichteten Menschen nicht so sehr die Folge als schon das Wort im ursprünglichsten Sinne ehrlos war. Auch dieser Zwiespalt ist also im Grunde kein solcher, der den Begriff der Ehre für den anständigen

und den religiösen Menschen zu einem verschiedenen machte.

Es ist also möglich, an die Spitze der Betrachtung über den anständigen Menschen den Begriff der Ehre zu setzen. Überflüssig, hier nochmals auszuführen, wie zwingend die Ehre durch die Geburt in einer bestimmten Nation das aufopfernde Eintreten für diese Nation, die Hingabe an das Wohl des eigenen Volkes, die Achtung vor dem eigenen Staat und die genaue Befolgung der von ihm gegebenen Gesetze verlangt. Hier kann und muß die Ehre und das göttliche, ihr nicht widersprechende Gebot der entscheidende Führer jeglichen Handelns sein.

Jetzt aber, da wir den anständigen Menschen selbst endlich in den Mittelpunkt unserer Betrachtung stellen, muß aber noch von einer anderen Folge der Ehre die Rede sein. Sie legt jedem Menschen eine innere Würde auf, die er niemals verletzen darf. Hier scheint es mir am Platz, wieder einmal den alten Knigge zu zitieren. (Er war nicht wirklich alt, sondern zählte, als er sein Werk schrieb, erst 35 Jahre.)

«Respektiere Dich selbst, wenn Du willst, daß andere Dich respektieren sollen. Tue nichts im Verborgenen, dessen Du Dich schämen müßtest, wenn es ein Fremder sähe. Handle weniger anderen zu Gefallen, als um Deine Achtung nicht zu verscherzen — gut und anständig. Selbst in Deinem Äußeren, in Deiner Kleidung sieh Dir nicht nach, wenn Du allein bist. Gehe nicht schmutzig, nicht lumpicht,

nicht unrechtlich, nicht krumm noch mit groben Manieren einher, wenn Dich niemand beobachtet. Mißkenne Deinen eigenen Wert nicht. Verliere nie die Zuversicht zu Dir selber, das Bewußtsein Deiner Menschenwürde, das Gefühl, wenn nicht ebenso weise und geschickt als manche andere zu sein, doch weder an Eifer es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens irgend jemand nachzustehen.»

Es ist ein sehr feines Gefühl, das Knigge veranlaßte, etwas der ethischen Welt des Anstands scheinbar so Fernes, wie die Kleidung und das Äußere in seine Betrachtung hineinzuziehen. Das 18. Jahrhundert wußte mehr als unsere Zeit von der großen Bedeutung aller formalen Dinge. Wir reden (beim Manne) heute noch von anständiger Kleidung, aber es ging uns — mit Ausnahme von England — doch ein wenig der Sinn dafür verloren, daß der Gegensatz dieser anständigen Kleidung, also die unanständige, längst nicht unsittlich zu sein braucht, um «unanständig» zu sein. Letzten Endes ist eben die Kleidung doch einer der verräterischsten Ausdrücke des inneren Wesens. Es gibt leider keine Statistik dafür, wieviel Hochstapler daran erkannt wurden, daß die Gepflegtheit ihrer Kleidung an irgendeiner winzigen Stelle, sei es an der Krawatte oder am Schuh oder sonstwo, die Lüge verriet, die den Kern des Mannes ausmachte. Lassen wir im Geiste an uns vorübergehen, wen wir in der Welt der Handwerker, in der der Arbeiter, in der der Bauern als unbedingt anständig und zuverlässig

kennen, so wissen wir sofort, daß sich unser Erinnerungsbild immer mit einer natürlichen und unbewußten Sorgfalt der Kleidung verbindet, mag es nun Werktag oder Feiertag sein. Vielleicht ertappen wir uns sogar auf der unserem Scharfsinn nicht sehr schmeichelnden Erkenntnis, daß gerade diese besondere und gewiß nicht auffällige Gepflegtheit uns zuerst auf den inneren Wert des Mannes aufmerksam gemacht hat. Mit der Schrift ist es übrigens nicht anders. Es gibt den Begriff der «anständigen» Schrift, und man braucht wahrhaftig nicht Graphologe zu sein, um sie bald kennenzulernen.

Und nun bedarf es wohl keines besonders weiten Weges zur Umkehrung solcher Erkenntnis: wenn wirklich die Formen unwillkürlicher Ausdruck des inneren Wesens sind, ist es dann nicht möglich, wenn auch nicht den Kern, so doch einen Teil des inneren Wesens durch Pflege der Formen zu beeinflussen? Wir sprachen schon, welche Rolle der Disziplin bei der Erziehung zu Ehrfurcht und damit zum Anstand zukommt. Die Selbstzucht ist noch nicht der Anstand selbst, ebensowenig wie ihre Vorgängerin, die Disziplin; aber jeglicher Anstand ist ohne sie undenkbar. Wo aber könnte Selbstzucht leichter und kampfloser geübt werden — geübt, bis sie in Fleisch und Blut übergeht, als in der Wahrung jeder äußeren Form?

Wir sind nochmals beim Problem der Manieren. Die hervorgekehrt — guten ähneln der Krawatte des Hochstaplers; aber die wirklich — guten, die sich

anzueignen oder einen Zögling in unerbittlicher Strenge sich aneignen zu lassen, heißt zur Selbstzucht erziehen und damit den Befehlen des Anstands einen Riesenteil an Hemmnissen aus dem Wege räumen, welche die Leidenschaften und Triebe ihnen entgegenwerfen möchten. In der sittlichen Welt des Anstandes bleiben die Manieren, wir betonten es schon einmal, keine sehr wesentlichen Dinge; dennoch muß, wo vom anständigen Menschen die Rede ist, ihre große Bedeutung betont werden. Es erscheint fast verzeihlich, wenn diese Bedeutung häufig so sehr überschätzt wurde, daß ein Buch, das gute Manieren lehrte, sich ein Anstandsbuch, der entsprechende Unterricht sich Anstandsunterricht nennen konnte.

Etwas freilich ist den Manieren eigen, was dem Anstand als einer seelischen Haltung nicht eigen sein darf: die Manieren sind nach den Ständen so sehr verschieden, daß man beinahe sagen kann, in ihnen allein spiegle sich heute noch der ständische Aufbau der menschlichen Gesellschaft wider. Es kommt ihnen dadurch unfreiwillig eine gewisse absondernde Funktion zu, da in einer Gesellschaft das Nebeneinander zweier verschiedener Manieren dem Träger der einen von beiden den Aufenthalt recht ungemütlich machen kann. Das Nachahmen der Manieren aber einer andern Gesellschaftsschicht, eines anderen Standes führt zu einer gewissen Überbetonung, die das bezeichnende Wort «manieriert» ausdrückt. Die Unsicherheit, die mit solcher Nach-

ahmung verbunden ist, hat Gefahren für den, der sie versucht. Irgendwie strahlt sie ja doch, wie das Formen nun einmal tun, verwirrend auf sein Denken selbst über. Die Manieren des anständigen Bauern sind von denen eines Zeremonienmeisters unleugbar verschieden. Aber ihre Echtheit auf beiden Seiten gibt ihnen eine Ebenbürtigkeit, die freilich leider oft nur noch auf dem Papier steht.

Bedeutsam ist die Knigge'sche Forderung, im Verborgenen nie etwas zu tun, wessen man sich vor Fremden schämen müßte. Wir kennen die Ausnahme: wenn es unbedingt notwendig für Ihr Glück ist, einer Dame einen Kuß zu geben, selbst wenn Ihr Ehering Sie dazu vor aller Welt ermächtigt, hat die Verborgenheit große, den Anstand nicht verletzende Vorzüge. Aber von diesem Falle abgesehen, ist die Knigge'sche Regel eine Maxime von der größten Wichtigkeit. Sie trifft den Kern. Der Anstand ist keine Lebensregel für den Umgang mit Menschen. Sein Ziel ist nicht, andern zu gefallen — dieses Ziel muß ihm sogar so gut wie ganz gleichgültig sein —, sondern die Selbstachtung seines Trägers aufrechtzuerhalten. Der anständige Mensch empfindet sich als Träger und Wahrer einer Ehre. Die Furcht, sie zu verletzen — hier bekommt, wie gesagt, das Wort Ehrfurcht seinen Sinn zurück — hat keinen Grund, geringer zu sein, wenn man mit sich allein ist. Das Streben des anständigen Menschen muß so sehr nach einer völligen Harmonie seiner Persönlichkeit gehen, daß die Arbeit der

Selbstzucht keinen Augenblick unterbrochen werden darf. Es ist wohl selbstverständlich, daß der anständige Mensch für irgendein Tun niemals die Entschuldigung in Anspruch nehmen wird, daß andere es eben auch tun, und daß infolgedessen wohl nichts dabei sei. Die Überzeugung und das eigene Gefühl dürfen die einzigen Maßstäbe seines Tuns sein. Gegen eines von beiden zu handeln, ist nicht notwendig unanständig — das hängt sehr von den Umständen ab —, aber es ist immer gefährlich. Was dazu verleiten könnte, ist eine innere Forderung, die in jedem anständigen Menschen lebt, um keinen Preis aufzufallen. Wie diese Forderung von selbst seine Kleidung und seine Manieren formt, so beherrscht sie auch unwillkürlich seine Handlungen. Aus Überzeugung sich in Widerspruch zu einem Kreis zu setzen, dem man gerne angehört und den man aus ganzem Herzen hochschätzt, ist kein so angenehmes Postulat, daß die natürliche Sorge, nicht aufzufallen — die gegenteilige ist eine schwere Belastung des Charakters — nicht zur Versuchung würde, sich ihm zu entziehen. Hier setzt der Takt helfend ein. Besitzt man ihn, so ist alles gut, und man kommt nicht in die Verlegenheit, dem notwendigen und unvermeidlichen mutigen Bekenntnis zur eigenen Überzeugung den für jeden anständigen Menschen unerträglichen Beigeschmack zu geben: seht, ich bin unter euch der einzige mannhafte Bekenner. Besitzt man den Takt nicht, so muß man eben den Beigeschmack hinnehmen; aber den pflegt

der Takt-lose meist nicht zu merken. Ob der Takt erlernbar ist, ist eine Streitfrage, die hier nicht entschieden zu werden braucht. Die Sprache kennt eigentlich nur den «angeborenen Takt», und die Erfahrung scheint sie zu bestätigen, wenn sie berichtet, daß der angelernte und nicht natürliche Takt in der bewußten Entfaltung seiner Reize die größten Wunderblüten der Taktlosigkeit liefert. Im übrigen sage ich wohl nichts Neues, daß man das Wesen des wirklichen Taktes erst kennenlernt, wenn man ihn bei den sogenannten niederen Ständen sieht, bei denen er viel, viel allgemeiner ist als bei den höheren. Denn der wirkliche Takt reagiert sofort wie der Instinkt, d. h. wie das unverbildete, primitive Gefühl. Man kann sich nicht vorstellen, daß dem wirklich taktvollen Menschen das Richtige für eine gegebene Lage erst ein paar Minuten später einfällt, auch wenn er sonst, etwa im Gespräche, nicht schlagfertig ist.

Der Wunsch, nicht aufzufallen, geht Hand in Hand mit einer gewissen Neigung, sich selbst in den Hintergrund zu rücken. Die Bescheidenheit ist eine den anständigen Menschen von seinem Gegenteil geradezu wie ein Merkmal trennende Eigenart. «Seien Sie nicht so unfreundlich mit einer armen alten Witwe», sagte Viktoria, Königin von Großbritannien und Kaiserin von Indien, ihrem Kutscher, als der ihr einmal mürrisch antwortete. Der Wunsch, nicht aufzufallen, und diese Bescheidenheit erzeugen gerade bei höchstgestellten Menschen, auf denen das

Auffallen, wo sie erscheinen, wie eine Lebenslast liegt, oft eine qualvolle Schüchternheit. Die Tatsache, daß diese Schüchternheit den grundanständigen Menschen verrät, nimmt ihr nichts von ihren quälenden Eigenschaften und kann sie geradezu zu einer Beeinträchtigung ihres Wesens werden lassen, weil sie zur Wahrung der Selbstachtung nach Kompensationen auf anderen Gebieten ruft. Auch für den gewöhnlichen Sterblichen, dem das Schicksal nicht solche Lebenslast auferlegte, kann die Bescheidenheit und ihre unangenehme Stiefschwester, die Schüchternheit, Formen annehmen, welche die Harmonie seiner Persönlichkeit gefährden. Aber schließlich lehrt das Leben, daß die Welt nicht ausgefüllt ist von lauter Cäsaren, neben denen man einen kleinen Erdenwurm darstellt; es lehrt, daß das ehrfurchtgebietende Schreckgespenst der Kinder, der Erwachsene, in der Regel auch eine ganze Reihe von durchaus menschlichen Seiten hat; es lehrt, daß die anfänglich bewunderte Beherrschung einer Konversation in einem Salon über ein wildfremdes Thema gar nicht so furchtbar bewundernswert ist, wenn man den Trick heraushat, das Thema selbst zu bestimmen, und es lehrt endlich, daß auch im gesellschaftlich und geistig erlesensten Kreis mit dem gleichen Wasser gekocht wird, mit dem man selbst zu kochen gelernt hat. Dieser Lehrgang ist freilich mitunter lang, und es ist unbedingt notwendig, daß man ihn sich abkürzt, soll er nicht die gefährlichen Narben des Minderwertigkeitsgefühls hinterlassen,

das wieder bei anständigen Menschen häufiger ist als bei ihrem Gegenteil, und das die erstrebte Harmonie, das für den anständigen Menschen kennzeichnende Gleichgewicht, die «aequam mentem» der Antike, ernstlich gefährden kann.

Unvergeßlich bleibt mir ein alter Engländer, der seinem Sohn bei dessen Trauung in seinem Trinkspruch nicht viel mehr zurief als: «Be a good man» (Sei ein guter Mann). Wieder ist hier der innerste Kern des Anstandes getroffen. Darf man die Bescheidenheit ohne Gefahr nicht übertreiben, bei der Güte darf man es. Hier scheint es mir unmöglich, im Bereich des Anstands irgendwelche Grenzen festzusetzen. Das Ausmaß der Hilfsbereitschaft mag jenes der Hilfsfähigkeit weit überschreiten. Es wird dann allenfalls die Vernunft verletzen, den Anstand aber bestimmt nicht. Wenn ich mich so sehr bemühte, nach Goetheschem Rezept die Rolle der Ehrfurcht in der Erziehung zum Anstand in den Vordergrund zu rücken, so findet dies seine Rechtfertigung darin, daß die Erziehung zur Ehrfurcht vor dem Mitmenschen recht eigentlich die Erziehung zur Güte ist. Schließlich war es auch der gleiche Goethe, der uns zurief: «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.» Kein Vermögen der Erde ist groß genug, daß es seinem anständigen Besitzer nicht viel zu klein erschiene, wenn es ans Helfen geht. Aber schließlich können ja aus diesem Punkte nicht alle Leiden geheilt werden, so daß auch der Ärmste an dem einen großen Glück der Welt des Anstands

teilhaben kann, helfen zu können. Ich weiß, daß die Vernunft jeder Hilfe, nicht nur der des Geldes, sondern auch der des Wortes und der Tat, die Untersuchung vorausschicken will, ob der Betreffende der Hilfe würdig sei. Aber hier rate ich, der Vernunft die Gefolgschaft zu verweigern und sich an die Maxime zu halten, daß jeder Hilfsbedürftige der Hilfe würdig sei. Und der von der Vernunft unwürdig Gesprochene vielleicht erst recht, weil ihm das Urteil der Vernunft soviel Hilfe von manch anderer Seite verweigert. Jedes erzeugte Glücksgefühl bei einem Nächsten ist ungleich mehr wert als alle Mittel, die es erzeugten. Wenn auch ein armer Teufel meinen Fünfziger in den nächsten Schnapsladen trägt: ist das Unglück so groß? Gut, ich handelte unvernünftig, als ich ihn ihm gab, und er handelte unvernünftig, als er ihn vertrank. Was haben wir da einander vorzuwerfen? Die enge Gedrängtheit der Menschen und die aus ihr entspringende Not haben in jedem Menschen und in jeder Seele ihre Wunden erzeugt, die nach Linderung rufen. Ein gutes Wort, das man empfängt, kann die Laune einer Woche bessern, und die bessere Laune kann in einer sich öffnenden Lebensaussicht einen Vorteil geben, der den von Tausenden in bar überwiegt. Der hilfsbereite Mann, der auf den würdigen Empfänger wartet, möge sich vor Augen halten, daß es zu jedem Würdigen auf dieser Welt einen noch Würdigeren gibt, und daß er somit bei seiner zuwartenden Taktik in die ernste Gefahr gerät, niemals das Glück zu

empfinden, das im Helfen liegt. Es mag ein bißchen Eitelkeit in diesem Glück liegen, die Eitelkeit, sich als der Stärkere zu erweisen. Sie sei in der Welt des Anstands restlos verziehen. Will man sicher sein, daß die Eitelkeit nicht mitspiele, so steht es jedem Helfer in Geld und Tat frei, in die Anonymität zu fliehen. Die Hilfe aber mit dem Wort, die eigentliche persönliche und vielleicht doch am meisten fördernde Hilfe, entbehrt dieser Fluchtmöglichkeit. Kein Grund, sie auch nur ein einziges Mal zu unterlassen.

Brauche ich beizufügen, daß auch die Tiere Ansprüche an Ihre Güte stellen? Wir sprachen schon einmal davon. Ich weiß, daß es Völker gibt, die das Quälen eines Tieres mit dem Wort entschuldigen: es sei kein Christ. Ich weiß aber nicht, ob die Welt eine dümmere Entschuldigung kennt als diese. Ich will nicht davon reden, daß auch beim Menschen, der meine Hilfe sucht, die Frage nach seinem Glauben wohl die aller-aller-letzte wäre, die mir einfiele. Für den Christen zumal ist jeder Nicht-Christ schon der Erbarmung und der Hilfe wert, wie besonders aber das Tier, dem das bißchen Diesseits-Leben das einzige ist, das es hat. Der Gründer der großen karitativen Anstalten von Ursberg, Ringeisen, pflegte seinen Schwestern zu sagen, das Tier habe seinen Himmel im Futtertrog.

Neben die Güte als unerläßlichste Eigenschaft des Anstands stellt sich die Gerechtigkeit. Soweit sie überhaupt von Menschen gewahrt werden kann,

sucht sie die zweifache Auswirkung im Urteil und in der Tat. Die urteilende Gerechtigkeit verbietet den Klatsch, der ihr Gegenteil ist. Sie wird natürlich auch zu Verurteilungen kommen; aber es wird nie ihre Sache sein, solchen Verurteilungen andere Folgen zu geben als das eigene Verhalten. Es liegt im natürlichen Lauf der Dinge, daß das Urteil eines als anständig erkannten Menschen allmählich in seinem Umkreis an Gewicht wächst, daß es für andere als maßgebend angesehen, daß nach ihm gefragt wird. Alles Gründe zu seiner sorgfältigsten Überlegung; denn die andere, die tätige Seite der Gerechtigkeit verlangt gebieterisch, niemals einem andern Unrecht zu tun oder auch nur den Versuch zu machen, in seine Rechte einzugreifen. Schulden nicht zu zahlen, ist beispielsweise ein zweifelloses Unrecht. Ein Unrecht scheint es mir aber auch, trotzdem kein Strafgesetz es bedroht, eine von jemand nachgesuchte Unterredung zu verweigern, auch wenn die eigene Meinung sie als überflüssig erscheinen läßt. Der Nachsuchende wird sie nicht für überflüssig halten, und wie will man vorher wissen, wer von den beiden recht hat? Schwerlich wird einem anständigen Menschen jemals der Gedanke gleichgültig sein können, durch irgendeine unterlassene Tat, durch die Unlust oder die Laune eines Augenblicks dem Lebensweg eines andern statt einer Förderung ein Hemmnis bereitet zu haben. Gegen die Einwendung, man habe keine Zeit, stimmt die Beobachtung ein wenig nachdenklich, daß der wirklich mit Ar-

beiten überhäufte Mensch so ziemlich immer Zeit hat, und die Ausrede eigentlich ein Reservat der andern scheint.

Was Milde verdient ist jede Art von Verfehlung — was keine verdient, die im Kern unanständige Handlung. Verfehlungen sich zuschulden kommen zu lassen, ist gewissermaßen das gute Recht jedes Menschen. Die unanständige Handlung aber, bei der regelmäßig das Geld oder die Feigheit oder die Machtgier eine Rolle spielen, scheint in sich selbst unverzeihlich zu sein. Daß Christus den Ehebruch verzieh, der eine Verfehlung war, aber nicht den Handel im Heiligtum, der nach dem Gesetz keine war, steht als starkes Gleichnis des christlichen Standpunktes vor uns, der hier zugleich jener des Anstands ist. Der Diebstahl ist ganz bestimmt keine anständige Sache, wird aber dem Anstand ewig tausendmal verzeihlicher erscheinen als der Betrug.

Wenn wir hier die Bescheidenheit, die Güte und eine zur Milde neigende Gerechtigkeit als Eigenschaften des Anstands bestimmten, so könnte nun freilich ein wenig die Ansicht entstehen, als wünschten wir dem geraden Wuchs eines Menschen vor allem jene Eigenschaften, die ihn biegsam machen. Es ist nicht zu leugnen, daß die genannten Eigenschaften an sich sehr wohl auch jene eines Schwächlings sein könnten, dem mangelnder Lebensmut das Ja-sagen leicht und das Nein-sagen schwer macht. Nun ist es freilich nicht so, daß nicht auch der Schwächling unter Umständen zu den anstän-

digen Menschen gezählt werden kann; aber die Schwäche gefährdet bestimmt seinen Anstand. In seinem Buche über den Massenwahn weist Baschwitz nach, daß der Schwächling gezwungen wird, Lügen anzuerkennen, ja sie verbissen und wider bessere Kenntnis zu verteidigen, nur weil die Nichtanerkennung ihn nötigen würde, stark zu sein. Der Anstand ist eine Forderung und kein Gewährenlassen. Die Art, in der jemand dieser Forderung bei sich zur Geltung und zum Durchbruch verhilft, hängt bei jedem Menschen so sehr von seinem Temperament ab, daß eine Aufweisung der Wege zu solchem Durchbruch undenkbar erscheint.

Die christliche Moral hat der Welt das Bild der vier Kardinaltugenden vor Augen gestellt, deren Besitz die Anerkennung der christlichen Lehre so wenig voraussetzt, daß sie wohl zu allen Zeiten und in allen Zonen der Erziehung anstrebenswert erschienen, wie ihre Übereinstimmung mit den von Plato geforderten Tugenden beweist. Es sind die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Mäßigung und die Stärke. Ich glaube, daß kein Buch über den Anstand auf ihre Aufzählung verzichten kann, da diese Aufteilung der Erziehung zum Anstand auf vier Einzelziele die Anschaulichkeit ungewöhnlich fördert. Die Bescheidenheit ist wohl in der Mäßigung einbegriffen, von der Güte aber ist nicht die Rede. Sie ist das zusammenfassende Element, die Eigenschaft, die jeder einzelnen

der Kardinaltugenden gewissermaßen das Vorzeichen geben muß, damit jene Harmonie zustande kommt, von der dieses Buch handeln wollte. Denn um ihre Erzeugung dreht es sich wesentlich. Man könnte vielleicht sagen, daß die Idee des Anstandes im Menschen aus der instinktiven Erkenntnis entstand, daß das Böse in der Welt im Grunde nichts Natürliches, sondern ein Defekt sei, gegen den man sich nur durch die völlige Ausgeglichenheit und Fugenlosigkeit der eigenen Persönlichkeit, die Kalokagathie der Griechen, immunisieren könne. Den Mann zu erzeugen, der in allen Stürmen, denen seines Innern und denen von außen, geradesteht und der in keiner Disharmonie seines Wesens ihnen einen Angriffspunkt für ihr Wüten bietet, hieße das Bild des anständigen Mannes erzeugen. Es ist ein rein menschliches Produkt, die stolze Höchstleistung einer von keiner anderen Gnade Gottes als der der Schöpfung noch berührten Menschheit, stolz genug, daß sie in ihrer nahen Verwandtschaft zum christlichen Menschenideal dem heiligen Augustinus das Wort von der «anima naturaliter christiana» eingab. Mit der Verwirklichung des Anstandsbegriffs hat das Geschöpf Gottes, das wir Menschen nennen, den ganzen Weg durchlaufen, den zurückzulegen seinen natürlichen Fähigkeiten möglich war. Der anständige Mensch ist die stärkste Differenzierung vom Tier. Dem «Edel sei der Mensch, hilfreich und gut», fügt Goethe als Begründung bei: «Denn dies allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.»

In den nur bei ihr getrennt geschaffenen Geschlechtern hat die Menschheit bis zu den ihr gesetzten Grenzen den menschlichen, vom Tierreich abgesonderten Raum mit ihrem Geiste zu erfüllen vermocht, indem sie die Defekte des Bösen, die aus der Zuflüsterung kamen, sie könnte diese Grenzen aus eigener Kraft überschreiten («Eritis sicut dii!»), ausglich durch das Bild des harmonischen, dem Bösen keinen Angriffspunkt bietenden, des anständigen Menschen. Was diese «natürlich christliche» Menschheit in den Augen der Christen von der Christenheit trennt, ist die Erlösung. Ein Schöpfungsakt, der in geschichtlichen Zeiten stattfand und im rein Geistigen sich abspielte. Indem das Christentum dem Menschheitsideal des Anstands die Gesetze seiner neuen Erkenntnis beifügte, hat es dieses Ideal weniger aufgehoben als bestätigt. Im rein natürlichen Bereich bleibt der Anstand im Kampf gegen das Böse die stärkste Kraft. Die Fortdauer seiner Gültigkeit wird hiemit gleicherweise umschrieben wie seine Grenzen. Der Irrtum, als mache die nahe Verwandtschaft der menschlichen und der christlichen Moral im Grunde das Christentum überflüssig, hätte einen Schimmer von Berechtigung, wenn das Christentum nur Morallehre wäre, und nicht, wie es in Wirklichkeit ist, eine völlig neue Welt im Geistigen, vor seiner Entstehung so wenig dem menschlichen Geiste faßbar, wie es der Mensch dem Tiere war.

Das große christliche Problem der Überwindung

des Todes ist natürlich nicht erst am Tage seiner Lösung durch das «non morietur in aeternum» entstanden, sondern ist so alt wie der Tod selbst, der in der natürlichen Welt der schreckenerregendste Vorgang bleibt, der gedacht werden kann. Wenn der Anstand ihm seine Schrecken nicht nehmen konnte, so hat er doch die bewundernswerte Leistung zustande gebracht, auch diesen Vorgang seinem Gebote zu unterwerfen. Nirgends trennen sich die Wege des Anstands von denen des Christentums so sehr wie hier, wo jener nur ein Ende, dieses nur einen Anfang sehen kann. Aus diesem Grunde kennt das Weltbild des Anstands den in jenem der Christenheit verbotenen freiwilligen Tod durch Selbstmord, erlaubt ihn, befiehlt ihn sogar, weil verlorene Ehre ihm das Ausscheiden aus der Welt der Lebenden erträglicher scheinen läßt als das Ausgeschiedensein aus seiner Welt.

Für den Anstand bedeutet der Tod den letzten Appell an seinen im Leben erworbenen Starkmut, die letzte Probe, ob, was Echtheit schien, nicht am Ende doch nur Firnis war. Meine Einzelkenntnis erlaubt mir leider die an sich so hochinteressante und für die Charakteristik der Völker tiefbedeutsame Untersuchung nicht, wie die Gedankengänge des Anstands sich bei anderen Rassen durchgesetzt haben. Die Forderung nach der Bewahrung der Haltung vor dem Tod scheint ihnen jedenfalls allen gemeinsam zu sein. In der überkultivierten Welt Chinas, in der alle Formen des Abendlands ins

Hyperbarocke ausgebildet erscheinen, und in der zum Beispiel die Bescheidenheit des Anstands die äußere Form der höflichsten Unterwürfigkeit annahm, tritt dieser Starkmut vor dem Tode deutlich hervor. Das «Gesicht wahren» hat dort eine Gestalt angenommen, die den Europäer oft zu der Meinung verleitete, dort bestände überhaupt keine Furcht vor dem Tode. Es ist die gleiche Meinung, die von den Parisern Besitz ergriff, als sie Tag für Tag halb schaudernd und halb bewundernd sahen, wie überlegen der scheinbar so frivole und verzärtelte Adel Frankreichs zur Guillotine schritt. Indem die Geschichte das Gedächtnis der armen, sich bis zur letzten Stunde wehrenden Dubarry, des brüllenden Danton und des in unmenschliche Schreie ausbrechenden Robespierre bewahrte, hat sie zu diesem Buch einen ganz artigen Beitrag geliefert.

Für den Menschen des natürlichen Anstands war der Tod immer ein natürlicher Teil des Lebens, dem man eben unterworfen war. In dieser Sphäre pflegt auch die Haltung vor dem Tode vorbildlich zu sein. Es ist an sich durchaus begreiflich, daß in jenen Kreisen, in denen die Tische des Lebens reichlicher gedeckt waren, die Gestalt des Todes ein feindlicheres Gesicht bekam. Dennoch haben früher auch diese Kreise zur Todeserscheinung ein vertrauteres Verhältnis gehabt, als es heute besteht. Ich erinnere mich eines Briefwechsels, der in dieser Form heute eine fast groteske Unmöglichkeit wäre: Der Trierer Kurfürst Karl Kaspar von der Leyen schrieb am

Ende des 17. Jahrhunderts dem Kaiser Leopold einen Brief, er müsse die Kaiserliche Majestät um «Urlaub» bitten, weil er nämlich sterbe. Der Kaiser antwortete ihm in seiner fast unleserlichen Schrift mit herzlichen Dankesworten für seine Verdienste um das Reich und begann diese Antwort in der Zeit der äußersten Manieriertheit der deutschen Sprache mit den heute in ihrer lapidaren Schlichtheit kaum mehr faßbaren Worten: «Ehe Ew. Liebden in die Grube fahren...» Es liegt über dieser Korrespondenz und ihrer Haltung ein unleugbarer Zauber von Größe und Stärke, und man möchte ein wenig nachdenklich werden, wenn man sich vergegenwärtigt, wie unmöglich heute beide Briefe wohl wären.

Wenn die wahren Helden eigentlich jene sind, die am meisten Angst haben, vorausgesetzt, daß sie die Stärke aufbringen, sie zu überwinden, so kann nicht geleugnet werden, daß der Anstand und die von ihm verlangte Selbstzucht solcher wahrer Helden eine Fülle erzeugt. Die Kunst, dem Ende des Lebens die edle Form eines ruhigen Abschließens zu geben, wer könnte sie lehren? Ohne die vertrauensvolle Vorstellung eines Heimgangs zu Gott beim religiösen Menschen, der ihrer eigentlich gar nicht bedarf, ist sie eine sehr schwere Kunst. Ihr Besitz ist wahrhaft das von Männern und Frauen gleichmäßig oft gegebene Zeugnis für jene echte und nicht bloß dargestellte Harmonie, die nur in der großen Zucht eines von den Gesetzen des Anstands

beherrschten Lebens erwachsen kann. Das Anstandsgesetz der Selbstlosigkeit verlangt von dem Sterbenden, daß nicht einmal die Stunde, in der ihn alles berechtigt, nur an sich zu denken, ihn diese Selbstlosigkeit verletzen läßt. Marie Antoinette, die ihren Henker um Verzeihung bittet, weil sie ihm auf den Fuß trat, bekommt im menschlichen Gebiete des Anstands die Größe eines Kant, der, den letzten Besuch seines Arztes empfangend, sich zitternd aufrecht hält und sich erst setzt, als dieser endlich Platz genommen hat: «Noch hat mich das Gefühl für Humanität nicht verlassen!»

Helene von Nostitz erzählt in ihren reizvollen Erinnerungen «Aus dem alten Europa» vom Tode der zweiten Gemahlin ihres Großvaters, des Fürsten Münster. Sie war Engländerin und jeder Gefühlsaufwallung ebenso abhold wie ihr Gatte. Des Morgens hatten sie noch gemeinsam einen Teich ausgefischt, und dann hatte sich der Fürst an seine tägliche Arbeit gesetzt. Da trat Lady Harriet unvermutet in sein Zimmer und sagte völlig gefaßt: «Good bye, George, I am dying», setzte sich auf einen Stuhl und starb. Ist es erlaubt, der anmutigen Größe eines solchen Sterbens die Bewunderung zu versagen, die der Selbstzucht gehört, die sich darin offenbarte?

Vor mir taucht das Bild eines braven alten Kutschers auf, der im Gefühl der Todesnähe den ihm anvertrauten Stall seines Herrn mit fiebrig glühendem Gesicht in Ordnung brachte. Mit den letzten

Kräften putzte er die Metallteile, wichste das Lederzeug, hing es genau an seinen Platz. Er kehrte den Stallgang, daß auch nicht ein Halm liegen blieb, trug den Besen in seine Ecke zurück, versorgte die Pferde, und nun erst ging er in sein Haus, um zu sterben. Und legt nun Gottes Barmherzigkeit eine solche Seele, die vielleicht ein Leben lang fern von ihm irrte, in die Schale seiner Gerechtigkeit — ist es anzunehmen, daß sie all der Opfer vergäße, welche die strenge Selbstzucht des Heimgegangenen in der irdischen Welt des Anstandes gewissenhaft zu bringen lehrte?

INHALT

Einleitung. Die Gesellschaft als Voraussetzung des Anstands. Disziplin und Selbstzucht. Kein Lehrbuch. Die Harmonie der Persönlichkeit. Grenzen und Plan des Buches 7

I. Abschnitt:

Die Welt des Anstandes und ihre Grenzen.

1. Kapitel: Anstand — ein Diesseitswert. Ein paradoxer Ausspruch. «Zweck»-losigkeit des Anstandes. Die Religion ein Jenseits-, der Anstand ein Diesseitswert. Die Bedeutung des Anstandes für die abendländische Kultur. Die religiöse Intoleranz. Die Frage des Duells 16

2. Kapitel: Anstand und Sitte. Verwandschaft der Begriffe. Ein kurzlebiger Ritterorden. Was der Stil für die bildende Kunst, ist die Sitte für die Kunst des Anstands. Ein Phantasieexperiment. Anstand als Erzieher. Stufen des Anstands. Die Mode und ihre Wandlungen. Bubikopf und kurzer Rock. Von den Manieren. Der Hochstapler 27

II. Abschnitt:

Der Herr des Anstands: die Ehre.

3. Kapitel: Ein Gespräch über das Geld. Das Geld als der Hauptgegner des Anstands. Der Neid. Das Wesen der Ritterlichkeit. Don Quixote. Tyrannei des Geldes. Anständiger Gelderwerb. Der Anstand des Kaufmanns. Anstand kein Privileg einer Kaste. Änderungen des Anstandsbegriffes. Die Welt des Geldes als anarchische Welt. Das catonische Rom. Materie und Geist. Ein Vorgang im Sassanidenreich. Anstand und Verarmung. . . . 48

4. Kapitel: Vom Wesen der Ehre. Der höchste Diesseitswert. Von englischer Gerichtspraxis. Identität von Wort und Tat. Die Ehre als Grundlage des Staates. Spielschulden als Ehrenschulden. Der Bankrott. «Die Treue ist das Mark der Ehre». Das Ethos des Dienens. Ist die Ehre verletzbar? Zwei Generationen. Das Wesen der Ehrenbeleidigung. Ehre und Mut. Das Ehrengericht und seine Mission. Sympathie mit dem Schwachen. Die Ehre und die Frau. Der «Duft der Gefahr» 73

5. Kapitel: Von der Kameradschaft. Anstand und Humanität. Freund und Kamerad. Das «fair play». Der Sport als Erzieher. Berufssolidarität. 98

III. Abschnitt:

Die Lehre des Anstands: die Ehrfurcht.

6. Kapitel: Die Ehrfurcht als Erzieherziel. Goethes pädagogische Provinz. Der Anstand eine lehrbare Kunst. Ehrfurchtslosigkeit der Kinder. «Das Recht und die Schicklichkeit». Worin besteht die Ehrfurcht? Die Bedeutung des Geheimnisses. Ehrfurcht und Wissenschaft. Das phantasievolle Kind. Wert der «Kinderstube» 108

7. Kapitel: Ein Gespräch über das Wesen der Ehrfurcht. Die Ehrfurcht vor dem Genius ist kein Problem des Anstands. Das Geheimnis des menschlichen Seins. Michelangelo. Die Ehrfurcht als unbewußte Grundlage der Haltung. Jeder Mensch hat ein Recht zur Geltung. Kampf ums Dasein. Ist Ehrfurcht Weltfremdheit? — Der Puritanismus. Die Zurückhaltung. Der Toleranzgedanke. Das Übel des Klatsches. Grenzen der Zurückhaltung. Die moralische Entrüstung. Die Gefahr von Urteilen ohne Vollstreckung. Anstand ist Kampf 116

8. Kapitel: Von den Lebensaltern. Die verschiedenen Probleme der Ehrfurcht. Das Verhältnis der Jugend zum Alter. Die Trägerin der Zukunft? Die Trennung der Lebensalter ein unorganischer Vorgang. «Das nieman wisheit erben mag...» Erfahrung ist ein nicht mitteilbares Geheimnis. Die Ehrfurcht vor dem Alter. Die Rolle der Disziplin. Erziehung der Jugend durch die Jugend. Das Verhältnis des Alters zur Jugend. Das Amt des Erziehers. Wandel des Ehrbegriffs? Die Formen ändern sich, nicht der Geist. Launen der Ehrfurcht. Der höfliche Chinese und die Forderungen unserer Zeit. 144

9. Kapitel: Anstand und Tradition. Der Retter des Teppichs von Bayeux. Die Ehrfurcht vor den Jahrhunderten. Bismarck und Caprivi. Baumkultus. Zauber der Kathedralen. Drei Jahrzehnte ohne Tradition. Tradition und Vernunft. Tradition und Erziehung. Reaktion und Romantik. Die Stände. Ein prophetisches Wort Knigges. Staat und Stände. Anstand und Stände. Die Pflicht zum Takt. Reich und Arm. Der einflußreiche Mensch. Das Strebertum 165

10. Kapitel: Ein Gespräch über die Frau. Hunger und Liebe, Ehre und Ehrfurcht. Eine Gewohnheit Ludwigs XIV. Indiens Heilige Kühe und ein Plesiosaurus. Die Ehrfurcht vor dem Tier. Die Kluft zur Frau. Aufgabe der Ehrfurcht. Weibliches Denken. Schwachsinn des Weibes? Die Amazonen. Die männliche Überlegenheit. Pythia, und nicht Pythius. Ist Ehrfurcht erwünscht? Die Mehrlast des Mannes. Das 18. Jahrhundert und die Frau. Ungleichheit der gesellschaftlichen Moral. Die Schöpfung der Ritterlichkeit. Nochmals Michelangelo. Die Ritterlichkeit des Volkes. Eifersucht. Liebesäußerungen in der Öffentlichkeit.

Liebe, ein unkündbarer Vertrag auf Verschwiegenheit. Die Frauenfeindschaft der Philosophen. Die Frau in der Schöpfungsgeschichte. Der überlegene Jüngling. Der eiserne Vorhang. Die Gemeinschaft der Ehe 186

IV. Abschnitt:

Der anständige Mensch.

«Aequam mentem servare in arduis». Gewissen und Pflicht. Ehre und Ehrfurcht. Die innere Würde Noch ein Wort Knigges. Kleidung und Äußeres. Nochmals die Manieren. Die Scheu aufzufallen. Das Taktgefühl. Die Bescheidenheit und ihre Gefahren. «Be a good man!» Unbegrenzte Hilfsbereitschaft. Güte gegen Tiere. Gerechtigkeit und Milde. Die vier Kardinaltugenden. Der harmonische Mensch. Anstand als menschliche Höchstleistung. Der Anstand und der Tod 232

MUZEUM W PRZEMYSLU

D. 4982

D
A